

Mitteilungsblatt

des Deutschen Altphilologenverbandes



Inhalt

ISSN 0011-9830

3/94

In eigener Sache

ALFRED SELMAIER: Latein 2000 - Bericht vom Kongreß des DAV in Bamberg	81
RAIMUND PFISTER: Frösche fressen Störche - Thema und Rhema	100
OTTO JÖHRENS: Latein, eine schwierige Sprache?	102
GOTTFRIED KIEFNER: Pfeiler im Strom - Philipp-Melanchthon-Stiftung in Tübingen	104
Zeitschriftenschau	105
Buchbesprechungen	108

C. C. BUCHNERS VERLAG · BAMBERG

In eigener Sache

Das vorliegende Heft bringt den angekündigten Bericht unseres Münchner Kollegen Alfred Selmaier über den diesjährigen Kongreß des Deutschen Altphilologenverbandes. Ihm sei dafür herzlich gedankt. Zuweilen wird von einzelnen Fachkollegen, die aus verschiedenen Gründen an den Veranstaltungen des Verbandes nicht teilnehmen oder dem Verband nicht angehören, gefragt, was der Verband eigentlich leiste. Auf diese Frage gibt der Bericht indirekt, aber detailliert Auskunft: Der Verband schafft auf Bundes- und Landesebene Foren der Diskussion und der wissenschaftlichen und fachpolitischen Orientierung für alle am Unterricht der alten Sprachen an Schulen und Universitäten interessierten Personen. Hierzu dienen auch die Mitteilungsblätter der Landesverbände und dieses „Bundesblatt“ des DAV. Alle Mitglieder sind auch in Zukunft zur Mitwirkung eingeladen. Aus früher genannten Gründen ist das einzelne Heft jedoch auf einen Umfang von vierzig Seiten beschränkt, so daß die eingereichten Beiträge nicht zu umfangreich sein sollten. Soweit möglich sollten sie sowohl in Papierform als auch auf Computerdiskette eingesandt werden.

ANDREAS FRITSCH

Impressum

ISSN 0011-9830

37. Jahrgang

Herausgeber: Der Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes

Univ.-Prof. Dr. Friedrich *Maier*, Humboldt-Universität zu Berlin,

Institut für Klassische Philologie und Neogräzistik, Unter den Linden 6, 10117 Berlin

Schriftleitung: Univ.-Prof. Andreas *Fritsch*, Freie Universität Berlin,

Zentralinstitut für Fachdidaktiken, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin

Das Mitteilungsblatt umfaßt drei Abteilungen mit drei Redaktionen:

1. Didaktik, Schulpolitik:

StD Helmut *Quack*, Eritstraße 23, 25813 Husum

2. Wissenschaftliche Informationen, Schulbücher:

StD Dr. Hansjörg *Wölke*, Görresstraße 26, 12161 Berlin

3. Zeitschriftenschau:

StD Dr. Josef *Rabl*, Kühler Weg 6a, 14055 Berlin

Univ.-Prof. Dr. Eckart *Mensching*, Technische Universität Berlin - Klassische Philologie -
Ernst-Reuter-Platz 7, 10587 Berlin

Die mit Namen gekennzeichneten Artikel geben die Meinung des Verfassers, nicht unbedingt die des DAV-Vorstandes wieder.

Bei unverlangt zugesandten Rezensionsexemplaren ist der Herausgeber nicht verpflichtet, Besprechungen zu veröffentlichen, Rücksendungen finden nicht statt.

Für die Aufnahme von Anzeigen ist der Vorsitzende bzw. der Schriftleiter zuständig.

Bezugsgebühr: Von den Mitgliedern des Deutschen Altphilologenverbandes wird eine Bezugsgebühr nicht erhoben, da diese durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten ist. Für sonstige Bezieher beträgt das Jahresabonnement DM 21,-; Einzelhefte werden zum Preis von DM 6,60 geliefert. Die angegebenen Preise verstehen sich zuzüglich Porto. Abonnements verlängern sich jeweils um ein Jahr, wenn sie nicht spätestens zum 31.12. gekündigt werden.

Erscheinungsweise: vierteljährlich.

C. C. Buchners Verlag, Postfach 1269, 96003 Bamberg.

Textgestaltung: StRef Rüdiger Hobohm, Ter-Meer-Str. 12, 82008 Unterhaching.

Herstellung: BÖGL DRUCK GmbH, Hauptstraße 47, 84172 Buch a. Erlbach.



Latein 2000

Schlüsselqualifikationen durch die Alten Sprachen?

Bericht vom Kongreß des Deutschen Altphilologenverbandes in Bamberg vom 5. - 10. April 1994

Prolog

Rom in Franken

Wer tiefer in die turmbewehrte Silhouette der immer noch mittelalterlich anmutenden Altstadt Bambergs eintaucht, kommt vom bemoosten Neptunbrunnen und den dort lagernden jungen Leuten mit ihren Bierbüchsen, ihren Kahlschädeln und abgerissenen Klamotten vorbei an der sich aufwölbenden schweren Barockfassade der altehrwürdigen Jesuitenkirche St. Martin am belebten Grünen Markt gleich links zum feinen Geschäft der Silvy Hahn. Noblesse und Distinktion verstrahlen aus dem attraktiv dekorierten Schaufenster: die winzigen ‚body and face‘-Kreationen in Form von Flakons und unscheinbaren Schächtelchen sind in Szene gesetzt in einem eindrucksvollen Arrangement von ansprechenden Details aus der fernen Welt einer weit zurückliegenden Epoche:

Da fällt zunächst gleich ins überraschte Auge die hochragende Nordseite der gegliederten Fassade des Colosseums, in Technicolor auf Styropor aufgezogen, daneben auf einer antiken Statuenbasis, mit Spraydose eingefärbt, eine schmutzige Portraitbüste, geschnitten aus dem Hermes mit dem Dionysoskind von Olympia, modisch verfremdet in schwarzem Plastikmaterial gepreßt mit weißgekalktem Lockenkopf, und schließlich, gerahmt von zwei korinthischen Kapitellen, das heroische Decursio-Relief vom mächtigen Sockel der Colonna Antonina aus dem Cortile delle Corazze der Vatikanischen Museen, auf riesigem Pappkarton abgelichtet. Darunter wird schließlich der Produktname des neu auf den Markt geworfenen Männerparfüms aus dem noblen Hause Laura Biagiotti in *littera quadrata* preisgegeben: ROMA.

Die Formensprache der Industriewerbung geht auf die politische und religiöse Bild-Propaganda zurück, die schon in der Antike auf Breitenwirkung angelegt war. Wenn die moderne Werbung antike Motive verwendet, verkündet sie eine einfache und eindeutige Message: Die betreffende Ware ist klassisch, und ‚klassisch‘ heißt hier etwas absolut Gesundes, Starkes, Grundsolides und Zeitloses. Es vermittelt das angenehme Gefühl, an einer Bildungswelt teilzunehmen, deren Besitz einmal mit gesellschaftlicher Note und Überlegenheit verbunden war.

Hat die Antike also doch ‚ihren Sitz im Leben‘, ihren Nutzen, auch heute? Vielleicht vermittelt die Beschäftigung mit ihr sogar ‚Schlüsselqualifikationen‘? - Der nachdenklich gewordene Betrachter

des klassischen Schaufensters wähnt zunächst darin einen aktuellen Beitrag der Parfümerie-Besitzerin zum Kongreß der deutschen Altphilologen in dieser wirklich freundlichen Stadt, eilt aber dann doch, desselben Dekors in München sich erinnernd, zur Kongreßhalle an der Regnitz nur wenige hundert Meter weiter, wo ihn plakativ und werbewirksam knapp das Kongreßmotto empfängt: LATEIN 2000.

I. LATEIN 2000

1. In seinem programmatischen Eröffnungsreferat voller Engagement und Zuversicht ging der Vorsitzende des DAV, Prof. Dr. Friedrich MAIER (Berlin), von der häufig gestellten Frage aus, ob in einer Zeit hektischer Aufgeregtheit ein ruhiges Festhalten am Überkommenen noch möglich und dienlich sei. Die antithetischen Positionen rigoroser Fortschrittlichkeit und bewahrenden Traditionsbewußtseins lassen sich nur in der Form des Kompromisses in ein Gleichgewicht bringen unter einem neuen Wertekonzept, das dem Verantwortungsprinzip (H. Jonas) den Vorrang einräumt. Die Rahmenbedingungen dafür schafft eine Ethik in der Begrenzung des durch die Wissenschaft Machbaren. Andernfalls stellt sich Skepsis ein im Hinblick auf eine bewältigbare Zukunft. Kern des Generationenvertrages ist es, die Bereitschaft für Verantwortung zu wecken. Folglich muß sie als fächerübergreifendes Prinzip von den Erziehenden gesehen werden. Die Herausforderung liegt, so Maier, darin, Geschichte als ‚Arsenal von musterhaften Verantwortungssituationen‘ transparent werden zu lassen und die dialektische Spannung zwischen dem Einst und Jetzt zu erkennen: Zukunft braucht Herkunft. Darin erkennt Maier die Chance der Alten Sprachen: das als gültig Erkannte im Dialog mit der heutigen Zeit weiterzugeben, aber auch weiterzudenken. Der junge Mensch soll teilhaben und Anteil nehmen an all den Problemsituationen. Denn die modernen Fragen sind bereits in der Antike angelegt: ‚die Macht des Wortes‘ bei Demosthenes und Cicero; ‚die Geisteskraft des Menschen‘ bei Sophokles; ‚Mutter Erde‘ im Sonnengesang des Franziskus; ‚Medizinethik‘ im Eid des Hippokrates; ‚Kriegsdiskussion‘ seit Cicero und Augustin; auch das gesellschaftliche Dilemma des Menschen als ‚*lupus*‘ bzw. ‚*amicus*‘.



Aufgabe humanistischer Verantwortungsethik ist es somit, durch Überdenken der Texte im Hinblick auf die aktuellen Probleme die Situation des Menschen von den Wurzeln her begreifbar zu machen. Als zweite Folgerung neben der Partizipation sieht Maier die Integration der Texte: Dem Text seinen Sitz im Leben der jungen Menschen zu geben, muß leitendes Prinzip eines lebendig und lebensnah gestalteten Lektüreunterrichts sein.

Die Alten Sprachen sind nichts Abgeschlossenes, sondern bilden im Verbund mit anderen Fächern einen möglicherweise ‚unentbehrlichen Baustein‘ im schönen und nützlichen Gebäude der Bildung, auch in der Zukunft.

2. Breiten Raum im diesjährigen Kongreß des Deutschen Altphilologenverbandes nahm das ARBEITSPROGRAMM: LATEIN 2000 ein: die vielschichtige Diskussion des Grundlagenpapiers der Strukturkommission des DAV.

Einführend meinte OStD Dr. P. LOHE (Berlin), der Leiter der Kommission, daß in einer Art Verdrängungswettbewerb und Konkurrenzsituation gegenwartsbezogener und verlockender Bildungsangebote die einzelnen Fächer wieder einmal dem ‚Legitimationsdruck‘ ausgesetzt seien. Auch von den Alten Sprachen fordere die Öffentlichkeit Antworten auf die ewig gleichen Fragen nach Sinn und Zweck. Als Diskussionsgrundlage wurden für den Kongreß sechs ‚Rohbausteine‘ für die einzelnen Arbeitskreise zusammengestellt, deren Einsatz ‚Schlüsselqualifikationen durch die Alten Sprachen‘ ermöglichen solle, so daß junge Menschen bei der Bewältigung heutiger und künftiger Aufgaben erfolgreich sein können.

Problemfeld I: Natur und Umwelt

Im Arbeitskreis stellte Mag. Dr. K. LAHMER (Salzburg) als Referent drei Schwerpunkte heraus, denen jeweils lateinische Texte zugeordnet wurden:

- Harmonie/Disharmonie zwischen Mensch und Natur,
- Orientierungsmaßstäbe für die Entscheidung des Handelns,
- Möglichkeiten ganzheitlich-integrativer Naturauffassung.

Die Diskussion unter den Teilnehmern brachte Zweifel an der Durchführbarkeit eines so gestalteten Konzeptes ans Licht (etwa im Hinblick auf die Unterschiedlichkeit des antiken Naturbegriffes), denen Dr. Lohe als anti-skeptisches Schlußwort entgegensetzte: „Es ist schon etwas Wichtiges, wenn die Probleme etwas bewußter werden.“

Problemfeld II: Friedliches Zusammenleben der Menschen

Im Arbeitskreis stellte die Referentin StD Dr. E. SCHIROK (Freiburg) die folgenden Themenbereiche (lateinische Textstellen wurden zugeordnet) vor:

- Krieg und Frieden (Rechtfertigungsargumentationen),
- Herrschaftssicherung durch Kriegsbereitschaft (Romkritik),
- Römische Kaiserzeit als Friedenszeit? (Sicherheitspolitik),
- Friedenssicherung auf philosophisch-ethischer Grundlage.

In der Diskussion wiesen mehrere Teilnehmer auf didaktische Aspekte hin: Herstellung von Analogien zur heutigen Zeit; Bedeutung innerer Mechanismen des römischen Imperiums; fächerübergreifende Kriterien bei der Zusammenstellung der Texte. Geklärt werden müßte hier auch die Art der Qualifikationen, die im Umgang mit diesbezüglichen Texten erworben werden können.

Problemfeld III: Kultur und Tradition

Arbeitskreisleiter Dr. M. SIMON (Jena) legte dar, daß das Suchen nach der kulturellen Identität in allen Ländern Europas auch an der gemeinsamen Wurzel der Antike ansetzen sollte, und stellte die Frage nach der Auswahl dafür nützlicher Bildungsinhalte. Er hob die Kenntnis der antiken Mythen und der Geschichte hervor für das Kunst- und Literaturverständnis, auch die Dinge des Alltags seien in diesem Zusammenhang interessant.

Die Diskussion unter den Teilnehmern (auch aus den neuen Bundesländern) zeigte, welche Bedeutung Humanismus und humanistische Bildung für die Ausprägung von Haltungen des Widerstandes in Diktaturen der Vergangenheit (Nationalsozialismus und kommunistische Herrschaft) hatten. Für die Erhaltung von Traditionen spielten oft ganz prosaische Gründe eine wesentliche Rolle (etwa Schüleraustausch bei der Wahl zwischen Französisch und Griechisch). Der mehrfach geäußerte Vorschlag, Latein und Griechisch zu einem ‚Kulturfach‘ zu verbinden, stieß auf deutliche Skepsis.

Problemfeld IV: Wissenschaft und Beruf

Der Leiter des Arbeitskreises, GL P. WITZMANN (Dresden), stellte ein Textensemble vor, das sich bewußt auf die Problematik der Wahl der angemessenen Lebensform (auch Berufs- und Erwerbstätigkeit) konzentrierte. An lateinischen Textausschnitten wurde exemplarisch vorgeführt, daß es sich hier um eine existentielle Grundfrage handelt, die auch die Menschen der Antike bewegte und die jeder einzelne im sozialen Umfeld seiner Gegenwart zu lösen habe.

Die Diskussion ging auf einige Aspekte ein, die zu folgenden Anregungen und Ergebnissen führten:

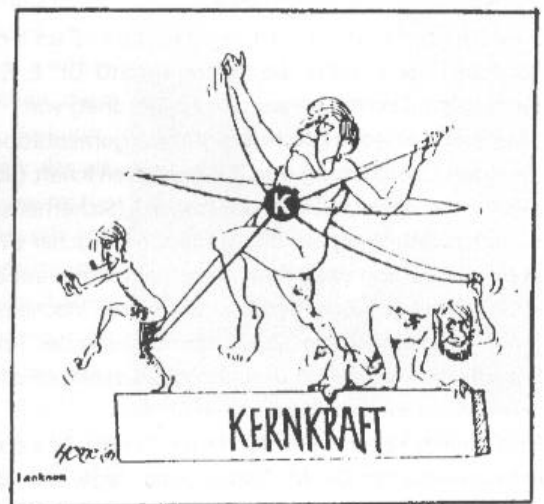
- Wunsch nach einer aktualisierten „Latinum-Tabelle“ zur Beratung von Schülern bezüglich der Bedeutung des Nutzens von Sprachen.
- Die Thematik ‚Arbeitswelt in der Antike‘ war vom Referenten als antiquarisches Thema bewußt ausgeklammert worden.
- Der Umgang mit Texten darf nicht utilitaristisch verengt nur in Beziehung auf Wirtschaft und beruflichen Aufstieg gesehen werden.

Die Diskussion lief letztlich erneut auf die Erörterung der Grundfrage nach dem Sinn des Lateinlernens hinaus und unterstrich die Schwere der Aufgabe, den Eltern dafür eine einleuchtende Antwort zu liefern. Grundsätzlich wurde die Einengung des Lateinunterrichts auf das Gebiet der römischen Antike in Frage gestellt. Latein als ‚Schlüselfach der europäischen Tradition‘ (Fuhrmann) muß - so hieß die Forderung - als Schlüssel für die Literatur vom Altertum bis in die Neuzeit erlernt werden.

Problemfeld V: Wort und Bild

Der Leiter des Arbeitskreises, StD P. PETERSEN (Kiel), führte in den Themenbereich ein, indem er betonte, daß ein Verlust des Bildes auch zu einem Verlöschen der Kommunikationsmöglichkeiten führe, da Wort und Bild vielfältig miteinander verwoben seien. Weil nach seiner Überzeugung Sprachbilder in lateinischen Texten ständig begegneten, bestehe die Aufgabe in der Vermittlung diesbezüglicher Kenntnisse. Über die ernsthafte Auseinandersetzung mit Sprachbildern ließen sich sicherlich ‚Schlüsselqualifikationen‘ (Analyse- und Transferfähigkeit, Kreativität, Partizipation, Kommunikation) vermitteln.

Als anschauliche Modelle wurden Projekte zu ‚Augustus von Prima porta‘ und zu ‚Laokoon‘ präsentiert und in der sich anschließenden Diskussion als sinnvolle Öffnung des Sprachunterrichtes bewertet.



Problemfeld VI: Wertebewußtsein und Sinnfindung

Nach Ansicht von Prof. Dr. H. KREFELD (Rheine), dem Arbeitskreisleiter, fehlten in einer pluralistischen Gesellschaft auch aufgrund der Irritation durch die multimediale Landschaft verbindliche Sinnmuster für den Jugendlichen. Krefeld stellte ganz konkret Textauszüge von Lucilius, Phädrus, Seneca und della Mirandola als ‚Rohbausteine‘ vor, aus denen sich ein tragfähiges Bild vom Menschen entwickeln läßt, so daß der junge Leser in die Lage komme, seinem eigenen Tun Sinn zu geben.

In der Diskussion wurden dazu kritische Akzente gesetzt:

- Auch andere Fächer können bei der Wertevermittlung helfen.
- Die Frage nach der Berechtigung der Wertgebundenheit des Unterrichts wurde gestellt.
- Die Schule kann nicht allein Ort der Klärung so existentieller Fragen sein.

- Die Forderung nach Nennung konkreter Werte wird gestellt (Antwort: Sie sind in den Texten sichtbar).

Glaubwürdigkeit der Lehrerpersönlichkeit ist, so wurde resümiert, bei der Behandlung dieses Problemfeldes der entscheidende Punkt.

3. Zur abschließenden **P o d i u m s d i s k u s s i o n** der Ergebnisse des Grundlagenpapiers „LATEIN 2000 - Schlüsselqualifikationen durch die Alten Sprachen?“ stellten sich die Professoren W. HELDMANN (Ulm), H. KREFELD (Rheine), F. MAIER (Berlin), K. SCHRÖDER (Augsburg) und K. WESTPHALEN (Kiel) sowie Ministerialrat Dr. A. STÄDELE (München) unter der Leitung von OStD Dr. P. LOHE (Berlin). Es wurde eingangs festgestellt, daß in der Diskussion der Ergebnisse die Problemfelder durchleuchtet und Standpunkte deutlich werden sollten.

HELDMANN übte zunächst Kritik an der fragwürdigen, seiner Meinung nach falschen, Verwendung des Begriffes ‚Schlüsselqualifikationen‘, der im pädagogischen Bereich nicht anwendbar sei, da es sich um eine arbeitstechnische Kategorie der modernen Industrie handle. Sein Gegenvorschlag lautete: „LATEIN 2000 - Ein Thesenpapier zu den Schlüsselproblemen unserer Zeit“.

Ähnliche Gefahr sah KREFELD von dem so mißverständlich gewählten Motto ‚Schlüsselqualifikationen‘ ausgehen. Latein habe auch nach seiner Überzeugung eine ‚allgemeinbildende Kompetenz‘. Nicht Technik sei das Schicksal, sondern ihre Handhabung durch den Menschen. Auch er lehnte den durch die Technik besetzten Leitbegriff des Grundlagenpapiers als für ein Bildungskonzept gefährlich ab.

MAIER dagegen stellte die von den Vorrednern gerügte Formulierung im Sinne eines Arbeitspapiers als vorläufig hin. Das vorliegende Programm - darauf verwies er mit Nachdruck - stelle ‚Rohbausteine‘ zur Diskussion; Absicht sei, es mit eigenen Inhalten zu füllen. „Wir müssen selbst definitorisch wirken.“

Die Suche nach Schlüsselqualifikationen hielt SCHRÖDER für positiv und richtig, die vorliegende Liste fächerübergreifender Positionen für nachvollziehbar, aber nicht vollständig. Das Papier sei nach seiner Einschätzung angreifbar, weil die aufgeführten Qualifikationen auch mit anderen Unterrichtsgegenständen erreichbar seien. Er sah das entscheidende Moment in der Frage nach den Spezifika der Alten Sprachen. Für ebenso ‚überlebensnotwendig‘ hielt er die Offenlegung der ‚Verzahnungsmöglichkeiten‘ dieser Sprachen mit anderen Fächern.

Recht zurückhaltend äußerte sich STÄDELE zu diesen neuen Konzepten, indem er darauf hinwies, daß die Kultusverwaltung wegen anderweitiger ‚existentieller‘ Aufgaben und aus Einsicht, daß Kontinuität, aber nicht Moden nötig seien, nicht in Zeiträumen von fünf oder zehn Jahren plane. Seiner Überzeugung nach verhinderten zu viele Unsicherheiten eine konkretere Planung, wie Erfaßbarkeit von Schlüsselqualifikationen und ihre qualitative Unterschiedlichkeit. Dagegen betonte er die Bedeutung der Glaubwürdigkeit pädagogischer Konzepte in der Öffentlichkeit. Er bezweifelte die Relevanz des Umwelt-Begriffes für das Fach Latein. Beschränkung sei oft eine positive Haltung.

Gesellschaftskritisch äußerte sich WESTPHALEN, indem er Schule als ‚Gegenmodell gegen Fehlentwicklungen in der Gesellschaft‘ definierte. Die Leistung des Lateinunterrichtes in diesem Sinne präziserte er in drei Kant'schen Kriterien: ‚Disziplinieren‘ durch das Erlernen der Sprache in Wort und Gedanke, ‚Zivilisieren‘ durch die Auseinandersetzung mit der Wertewelt der Antike, ‚Kultivieren‘ durch das Einbringen der Basis der europäischen Kultur. Westphalen unterstrich die alten Aufgaben des altsprachlichen Unterrichts auch angesichts des ‚neuen Schülers‘ (Klowski).

Nach der Darstellung der Grundpositionen widersprach zunächst KLOWSKI (Hamburg) der Ablehnung des Begriffes ‚Schlüsselqualifikationen‘ durch HELDMANN, während MAIER in dem Grundlagenpapier der Strukturkommission keine Neuorientierung der Alten Sprachen sah, sondern die ‚Definition von sechs Feldern, welche die Hauptprobleme der Zeit umreißen‘.

SCHRÖDER wiederholte seine schon des öfteren vorgetragene These, daß andere Fächer die vorgeschlagenen sechs Bereiche ebenso abdecken könnten. Nach seiner Überzeugung wäre es für die bildungspolitische Diskussion wichtiger, die spezifischen Qualifikationen des Lateinunterrichts herauszustellen.

Das versuchte HELDMANN, indem er das Fach anthropologisch begründete (die Historizität des Menschen komme in der Sprache zum Ausdruck), und Schule als eine Möglichkeit zur Selbstfindung des Menschen definierte.

Für KREFELD aber fordert der stärker werdende Legitimationsdruck klarere, konkrete und direkte Aussagen. WESTPHALEN, für den der Charakter des Faches Latein sich nicht in Fragen der Nützlichkeit erschöpft, bezeichnete es als ein ‚Mehrzweck- und Bildungsfach‘, veranschaulichte konkret die drei Kant'schen Kriterien des Disziplinierens, Zivilisierens und Kultivierens an lateinischen Autoren und nannte dieses Prinzip für die Alten Sprachen spezifisch. STÄDELE sah in den Ausführungen WESTPHALENS ein ‚ideales Konstrukt‘, befürchtete aber, daß die Öffentlichkeit doch konkretere Antworten erwarte. So müßten die Eltern gewonnen und bestärkt werden.

Um ein ‚lateinfreies Europa‘ zu verhindern, hilft - nach SCHRÖDERS Einschätzung - allerdings nicht HELDMANN'S anthropologische Argumentation, sondern nur die politische. MAIER wandte ein, daß es keine Gymnasialtheorie gebe, die sich eindeutig durchgesetzt habe. In all den schwierigen politischen Bildungsdiskussionen könnten nach seinen Erfahrungen allein politische Argumente überzeugen. Die im Thesenpapier angebotenen sechs Felder bieten, so MAIER, Chancen für Latein im Sinne der Historizität und Kontinuität: Schüler zu befähigen, anhand von originären Texten sich mit den Problemen auseinanderzusetzen.

Das PLENUM nahm in einer Reihe von engagierten Beiträgen regen Anteil an der Diskussion des Podiums. Die Kongreßteilnehmer äußerten Wünsche und Forderungen:

- marktgerechte Argumente für den Elternabend,
- Abbau des „Image des Schweren“, das Latein anhafte,
- Vereinheitlichung der Schulgrammatik,
- Versöhnung der Fächer Latein und Französisch,
- Verbesserung der Berufsauffassung mancher Lateinlehrer.

Ferner wiesen Diskussionsbeiträge aus dem Plenum auf die folgenden Tatsachen hin:

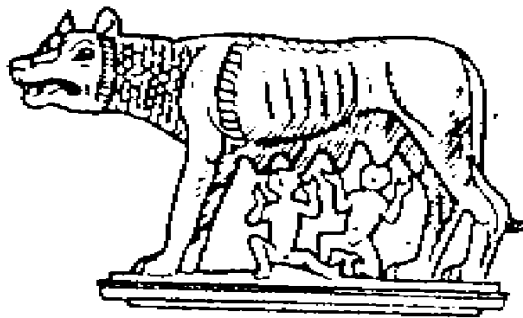
- Spezifikum des altsprachlichen Unterrichts ist das Lesen von Texten im Original.
- Mikroskopisches Lesen hilft gegen Manipulation.
- Eigenheit des altsprachlichen Unterrichts ist intensive Auseinandersetzung (=Übersetzen) mit philosophischen Texten.
- Das Überleben von Latein hängt vom Bildungsauftrag der Schule ab.
- Die Grundposition des Gymnasiums muß präzisiert werden.
- Groß ist der Bedarf an Lateinunterricht in den neuen Bundesländern.

In seinem Schlußbeitrag warnte zunächst HELDMANN vor dem Glauben der Gleichwertigkeit aller Fächer, der das Gymnasium zerstöre. Seiner Überzeugung nach gehöre Latein zur Institution Gymnasium. Letzten Endes seien anthropologisch-pädagogische Argumente auch politisch.

Bayern mit seiner Vorstellung der Kernfachregulierung, so hofft MAIER, wird eine Breitenwirkung haben. Er ist sich sicher, daß in der Ausarbeitung des Grundlagenpapiers durch die Strukturkommission des DAV eine Hilfe für die Argumentation auf allen Ebenen entstehe.

SCHRÖDER rief abschließend in Erinnerung, daß durch die Argumente in erster Linie die Eltern überzeugt werden müßten. Zudem fordere Europa die Wahrung der Sprachenvielfalt. Sein Plädoyer gilt schließlich dem ‚Gemeinsam gehen!‘ im Sinne des von ihm geforderten ‚Generalverkehrsplans der Sprachen‘.

WESTPHALEN schloß mit dem Bekenntnis, daß der Begriff ‚Legitimationsdruck‘, der übrigens nicht nur auf dem Fach Latein laste, in ihm wachsendes Bauchgrimmen hervorrufe. Seinen Widerspruch gegen die These, daß der altsprachliche Unterricht in Deutschland ‚nur Niederlagen einstecke‘, anmeldend, schloß der Kieler Bildungstheoretiker mit der Feststellung, daß das Gymnasium großen Auftrieb habe und daß in diesem Zusammenhang Latein, das übrigens etwa jeder siebente Deutsche in irgendeiner Form erlerne, durchaus erfreulich dastehe.



I I. HORAZ 2000

Mit drei Vorträgen ehrte der Deutsche Altphilologenverband den Dichter Horaz anlässlich seines 2000. Todesjahres.

1. Zunächst zeichnete Prof. Dr. Eckard LEFÈVRE (Freiburg) in seinem Vortrag „H o r a z , D i c h t e r i m a u g u s t e i s c h e n R o m “ mit feinsinniger Hand das Bild des zufriedenen Mannes aus dem kleinen Venusia, der in die Höhen der Mächtigen und der römischen Gesellschaft aufstieg, aber seine Freiheit in der eigenen Lebensgestaltung und literarischen Entwicklung zu wahren wußte.

Ruhm entsteht oft im Dunstkreis der Großen. Horazens Ausgangspunkt war seine Aufnahme in den Maecenas-Kreis: als Anhänger und Abhängiger. In seiner literarischen Entfaltung bedeutet bereits die Epoden-Dichtung, deren Aussprachecharakter und Bestimmung zum Vortrag Lefèvre hervorhob, eine wichtige Stufe. In der Gattung Satire, die zu den persönlichen Ausdrucksformen der römischen Literatur zählt, bedient sich der Dichter des lucilischen Vorbildes und der menippeischen Sicht, schafft aber Eigenes: Sehr früh taucht schon das Thema der ‚*vita beata*‘ auf (sat. I 1). Erfülltes Leben kontrastiert mit dem sinnlosen Streben der ewig Unzufriedenen - ohne Genuß - und ist Zentrum und Botschaft der Philosophie des Dichters Horaz: *est modus in rebus*. So verwundert es nicht, wenn der Dichter nicht das Verlangen verspürt, Politiker zu werden (sat. I 6). Mangelnder Ehrgeiz fördert den epikureischen Rückzug in den privaten Bereich. Stolz über seine Anerkennung ist allenthalben spürbar, Distanz nach oben bleibt trotzdem gewahrt. Künstliche Extravaganz im Alltag wie in der sittlichen Lebensweise liegt fern (sat. II 2): Ofellus, ein schulfremder Philosoph von feiner Derbheit und gesundem Menschenverstand, ist ein Geistesverwandter des Dichters. Seine Weltanschauung wird gänzlich deutlich in der Fabel von der Landmaus, die wie Ofellus und Horaz zufrieden erscheint (*vivere parvo*), und der Stadtmaus (Maecenas?), der Vertreterin eines veräußerlichten Epikureismus und der falschen Philosophie (sat. II 5).

Die Oden-Dichtung, in der Horaz formal auf die frühgriechische Lyrik zurückgreift, bietet dem Dichter ein Medium für politische Themen nach dem Friedensschluß von Actium, im Zeitalter der Pax Augusta, der Leistung des Princeps. Octavian beendet die Mühsal der Bürgerkriege, er schafft Ordnung. In einem ‚*lene consilium*‘ und der ‚*vis temperata*‘ treffen sich Dichter und Herrscher (c. I 2 und c. III 4). Der römische Staat ab dem Jahr 30 gewährt Horaz die Voraussetzungen eines Lebens als Individuum, das epikureische Konzentration auf eine sinnerfüllte Gegenwart und Unabhängigkeit von außen ermöglicht. Die Lebensformen der *avaritia* und *ambitio* sind im epikureischen Sinn

verdammenswert, wünschenswert dagegen Autarkie, *otium, tranquillitas animi* (c. II 16). Alles zielt auf die Lebensmaxime eines frohen Menschen, der den Tag heiter annimmt und sagen kann: *vixi* (c. III 29).

In seinen ‚Briefen‘ wird schließlich ein letzter Lebensabschnitt des Dichters sichtbar, in dem ihm die sinnvolle Lebensgestaltung (*recte vivere*) wesentlicher wird; zunächst der Lösungsversuch von Mäzenas und der Stadt mit ihren vielfältigen Verpflichtungen (epist. I 7) und dann endlich das Nahen des Schattens des Endes. In einer nüchternen Bilanz stellt sich ein ‚bitteres Vernünftigwerden‘ (Klingner) ein. Abschied von der Dichtung.

2. Mit der ihm eigenen Sensibilität verfolgte Prof. Dr. Michael von ALBRECHT (Heidelberg) in seinem Vortrag „Horaz und die europäische Dichtung“ Elemente und Spuren des augusteischen Lyrikers in den Literaturen Europas. Hier wird sein Einfluß sowohl im Hinblick auf die Lebenskunst wie auch ganz besonders auf dem Gebiet der Poesie sichtbar. Michael von Albrecht ging von den für Horaz widrigen Voraussetzungen aus, unter denen er sein Werk begann, indem er die schwierigen Lebensumstände und den geistigen Dreifrontenkrieg in Erinnerung rief, den Horaz im damaligen Rom zu bestehen hatte: geringe Wertschätzung von Lyrik; Vorliebe für Altlateinisches; Rolle der hellenistischen Dichtung. Trotz der für ihn wenig förderlichen Literaturkritik in Rom ging Horaz seinen eigenen Weg: Fremde Einflüsse (frühgriechische Lyrik und hellenistisches Formbewußtsein) prägen ihn zwar, die Fähigkeit zur Selbstkritik und Selbstironie formen ihn aber zum großen Lyriker Roms.

Im zweiten Teil seines Vortrags gab Michael von Albrecht einen Überblick über das Fortwirken des Horaz in wenigen, aber wesentlichen Grundzügen und Beispielen, zunächst als ‚*poeta ethicus*‘ bei Dante Alighieri (*Orazio satiro*) und bei Michel de Montaigne, der des Dichters intellektuelle Wachheit schätzte und als Moralist viel von einem Leben als ‚ehrenwertem Zeitvertreib‘ hielt. Für die Moralisten Europas brachte Horaz mit seiner Erkenntnis des Richtigen und auch mit seiner Umsetzung in das Leben einen bedeutenden Gewinn. Den zweiten großen Beitrag für die europäische Literatur leistete der römische Dichter als Erwecker der ‚Emanzipation des Lyrikers‘. So kommt ihm in vielen Ländern und Sprachen eine Befreierrolle zu beim Finden der eigenen Identität in der eigenen Sprache (bei Ronsard, Klopstock und Hölderlin etwa).

Michael von Albrecht nannte Horaz den Schutzpatron aller, die - im Bewußtsein der eigenen Nichtigkeit und der Berufung des Menschen als geistiges Wesen - ihren eigenen Weg suchen. Insofern ist das Werk des Horaz menschlich so anziehend. Er selbst wird für seine Leser Gesprächspartner ohne Dogmen, aber mit Lebenserfahrung. Für seine späteren Dichterkollegen wird er wegweisend.

3. Die Horaz-Rezeption war auch für OStR Dr. Joachim DRAHEIM (Karlsruhe) Thema seines Vortrages, aber in ganz anderer Weise. Er zeigte den Lyriker „H o r a z i n d e r M u s i k“ anhand einer Reihe von Tondokumenten.

Draheim ging von der überraschenden Feststellung aus, daß Horaz von allen Dichtern des Abendlandes ‚die längste und kontinuierlichste musikalische Rezeptionsgeschichte‘ hat, einer Tatsache, die bisher zu wenig bekannt sei. Seit dem frühen Mittelalter bis in das 20. Jahrhundert sind besonders von den Oden Kompositionen nachweisbar. Die Nachweise fielen eindrucksvoll und überzeugend aus, da Draheim die verschiedenartigen Tondokumente per Band in exzellenter Qualität vorführen konnte.

Die Verbindung von Text und Musik bei der Lyrik des Dichters Horaz ist von Anfang an gegeben: Das *Carmen saeculare* war einstudiert und gesungen worden. So ist die Vertonung eines lyrischen Textes in der jeweils modernen Tonsprache ein durchaus verständlicher Vorgang. Es reichten die eindrucksvollen Musikbeispiele von der gregorianischen Monodie eines Anonymus des 12. Jahrhunderts über fünfstimmige Motettenchöre eines Orlando di Lasso und die italienische Kantabilität einer Opernarie bis zur zeitgenössischen volksliedhaften Schlichtheit eines gemischten Chores bei Kodály und Novák. Lebendiges Latein.

III. DER REZIPIENT 2000

1. Unter der Leitung von OSchR Dr. Joachim KLOWSKI (Hamburg) fand innerhalb des DAV-Kongresses der Arbeitskreis „Die Alten Sprachen und der neue Schüler“ statt, dessen analytische Überlegungen auch einem Seminar für Jugendpsychologie gut angestanden hätten.

Zwei junge Philologen trugen zwei Thesenpapiere vor, die den sog. ‚neuen Schüler‘ ausführlich und eindringlich beschrieben, dessen Prägung vornehmlich Fernsehen/Video und eine veränderte Familie/Umwelt ausmachten. Als Eigenschaften wurden

u.a. vorgetragen: hohe Emotionalität, undifferenziertes Interessenspektrum, starke Fixierung auf Medien, Interesse an Zerstreuung und ‚action‘, Egozentriertheit, geringe Belastbarkeit, schnelles Frustriertsein, sprachliche Flüchtigkeit, Coolness und Aura in der Gruppe, Provokations- und Destruktionsstreben, mangelhafte Verantwortungsbereitschaft.

Das so gezeichnete Fundament wurde als Ausgangslage vorgestellt, damit der Lehrer wisse, „wo man den neuen Schüler abholen“ müsse. Es wurde von den beiden Referenten die Befürchtung geäußert, daß diese ‚neuen Kinder‘ auf ein berufliches Anforderungsprofil von Leistungsbereitschaft, intellektueller Wachheit, Interaktionsfähigkeit, Konsequenzenbewußtsein und hoher Belastbarkeit nicht positiv ansprechen würden. Daraus wurden in den Thesenpapieren Forderungen und Unterrichtsprinzipien in den Alten Sprachen abgeleitet: Der Wert formalsprachlicher Erziehung muß wieder betont in den Vordergrund rücken, und konsequentes pädagogisches Han-



deln muß greifen. Antike als ernstzunehmendes Gegenmodell muß wieder bewußt und deutlich werden.

Die Diskussion zeigte dann aber rasch, daß bei weitem nicht alle Teilnehmer dem vorgelegten Modell folgen wollten. Im Gegenteil, sogar der Vorwurf einseitiger Darstellung und Schwarzmalerei kam auf, allenthalben sprach man von einer ‚Ideologie des neuen Kindes‘. Da Sozialisation heutzutage aber anders stattfindet, seien neue Unterrichtsformen sicher nicht falsch. Gefordert sei allerdings in besonderem Maß Kooperation von Schule und Elternhaus. Wegen unterschiedlicher Erfahrungen fand die (ungute) These vom neuen Kind ein recht konträres Echo zwischen Zustimmung und Verwerfung. Orientierungsprobleme einer Gesamtschule lagen bei all dem eigentlich näher als der altsprachliche Unterricht eines Gymnasiums.

2. Alles andere als Schönfärberei und Humanismus-Seligkeit bot auch der von Sarkasmus und Provokation durchwirkte Vortrag von Prof. D. Joachim DALFEN (Salzburg) mit dem Titel: „P r o b l e m e mit Caesar oder: Was fangen wir mit unseren Bildungsgütern an ? “. Er widmete sich der Frage, wie die dem Schüler vorgelegten lateinischen Texte und Autoren auf den modernen jungen Rezipienten wirken (sollten).

Dalfen ging bei seiner Analyse von dem für ihn unerfreulichen Befund aus, daß trotz allgemeinem Interesse an der Antike und dem Anspruch der Alten Sprachen, ‚Schlüsselqualifikationen‘ zu vermitteln, sich im schulischen Alltag weithin Frustration, Resignation und Aversion ausbreiteten, die allerdings vielfache Ursachen haben.

Caesar mit seiner reichen fachdidaktischen Literatur ist für Dalfen Indikator für die Probleme des Lateinunterrichts im allgemeinen: Caesar ist schwierig, der Altersgruppe im Unterricht nicht angemessen, nicht interessant, inhaltlich brutal. Trotzdem steht er in allen Lehrplänen. „Wie könne ein Autor, der Gewalt verherrliche, der den römischen Imperialismus als ‚Integration durch Ausrottung‘ predige und Kommunikation als ‚Befehlen und Totschlagen‘ definiere, mit ‚Schlüsselqualifikationen‘, wie ‚Zusammenleben in einer menschlichen Gemeinschaft‘ oder ‚Soziale Kompetenz junger Menschen‘, versöhnt werden?“ Gerechtfertigt werde Caesarlektüre in Deutschland durch die große Persönlichkeit des Autors, durch ihre Rationalität und Durchsetzungskraft und durch die Ästhetik des meisterhaften Stils. Dalfen stellte diese Kriterien als Scheinrechtfertigung in Frage und monierte deshalb Verfrühung, Mangel an politischem und historischem Hintergrund beim Schüler und schwache Innovationsbereitschaft beim Lehrer. Er hegte Zweifel an der Schülerkompetenz, da in diesem bedeutenden Sprachfach, Literaturfach und Kulturfach Wissen über die Sache als unabdingbare Voraussetzung für Kommunikation nötig sei. Er verlangte deshalb Vorinformation in der Sache als Vorgabe für die Übersetzung der Texte. Die zweite Forderung Dalfens erstreckte sich auf überzeugende inhaltliche Konzepte, die auch die neuen gesellschaftlichen Bildungserwartungen an das Gymnasium berücksichtigen. Wissen sei im Hinblick auf personale, soziale und kulturelle Bildung gefragt, da man sich nur ‚aus dem Wissen ein Gewissen machen‘ könne.

Dalfen präferierte als Bildungsziel Wissensvermittlung vor formaler Bildung und erkannte darin eine ‚Hilfe zur Persönlichkeitsentwicklung und Entfaltung der sozialen Kompetenz‘. Er stellte auch einen diesbezüglichen Lektüre-Kanon auf, in dem viel Briefliteratur und Historiker (Livius, Sallust, Tacitus) zu finden sind, aber auch Cicero (*de re publica*) und Poesie (Catull, Horaz, Vergil, Ovid und christliche Dichter).

Im Hinblick auf LATEIN 2000 forderte Dalfen einen Literatur- und Kulturunterricht auf sprachlicher Grundlage, der das ermögliche, was nach seiner Überzeugung angesichts eines zusammenwachsenden Europas entscheidend sei: Kompetenz zur kulturellen Kommunikation.

3. Begeisterndes und begeistertes Unterrichten demonstrierte der Vortrag von StD Dr. Gerhard FINK (Nürnberg) mit dem Thema: „Lust auf Latein - Gestaltung und Ertrag eines motivierenden L2-Unterrichts“, bei dem er besonders den stark visuell ausgerichteten Rezipienten von heute im Auge hatte. Es war eine Veranstaltung, deren ungewöhnlich starker Zuspruch der Kongreßteilnehmer deutlich machte, wo unter anderem viele der Schuh drückt.

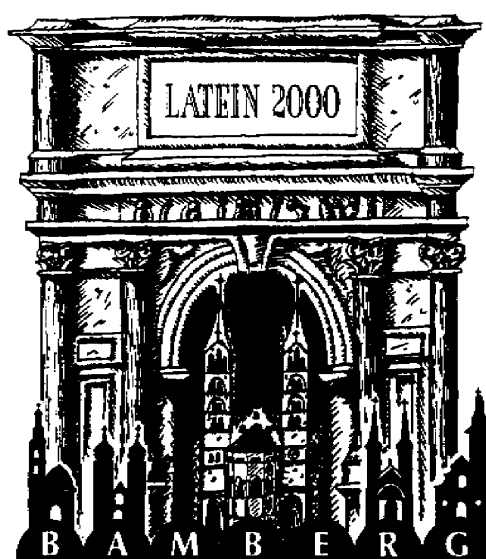
Fink ging von der These aus, daß die mangelnde Attraktivität des Lateinunterrichts nicht am Gegenstand liege, sondern an dessen Vermittlung. Deshalb stellte er als Grundprinzip die Forderung auf, zwischen der ersten Fremdsprache Englisch und der folgenden, dem Latein, keinen Bruch deutlich werden zu lassen, da die Angst bei Schülern wie Eltern zunächst bekanntlich groß sei. So sei zu vermuten, daß die Lebendigkeit und das methodische Arsenal des neusprachlichen Unterrichts auch für Latein recht attraktiv sein könnten.

Fink demonstrierte unter dem Stichwort Anschaulichkeit eine Vielzahl von Belegungsmöglichkeiten des altsprachlichen Unterrichts, wie etwa Gags, die Spannung erzeugen, und visuelle Innovationen. Besonderen Wert bei der Erklärung, Einübung und Wiederholung des Wortschatzes legte er (anhand zahlreicher Beispiele) Over-head-Folien bei, durch die mit Hilfe von Piktogrammen, Karikaturen, Sprechblasen zu Abbildungen und ganzen Bildergeschichten didaktische Effizienz zu erreichen sei. Veranschaulichung bedeute jedenfalls eine Stärkung des Gedächtnisses durch die affektive Komponente.

Kritik übte Fink an den gängigen Wortkunden und den zu tief schürfenden Grammatiken. Er schlug vor, statt Vortäuschen unheimlicher Stofffülle, zusammenzufassen (z. B. die Mischklasse), zu vereinfachen (z. B. Gerund-Gerundiv) und den Schüler vom Sinn dieses für ihn nützlichen Vorgehens zu überzeugen.

Im abschließenden Teil gab der Referent Hinweise für den Unterricht des ersten Lateinjahres, die bereits auf die künftige Neukonzeption einer arbeitsökonomischen und motivationsorientierten Didaktik und Methodik des L2-Unterrichts hindeuteten: sichtbare Straffung im Bereich der Verben; äußerste Zurückhaltung im Hinblick auf deutsch-lateinische Schulaufgaben; langfristige Vorbereitung der Schulaufgaben; Erfolgserlebnisse statt Nackenschläge am Anfang.

Fazit: lebendiger Lateinunterricht, frohe Lateinschüler und dünne Lateinbücher, Und *last but not least*: Lebhaftes Lateinlehrer!



IV. DIE REZEPTION

1. „Grammatik ist die Grundlage jeder höheren Bildung, trotzdem bereitet sie keine Freude“, meinte Prof. Dr. Joachim LATACZ (Basel) zu Beginn seines Vortrages mit dem Thema: „Grammatik - eine griechische Erfindung und ihre Wirkungsgeschichte bis heute“.

Im 5. Jahrhundert v. Chr. beginnt die Reflexion über die Bedeutung des Sprechens und die Wirksamkeit des richtigen Sprechens in der Erforschung der eigenen Muttersprache durch die Sophisten in Griechenland. Durch die Grammatik werden Sprechen, Schreiben, Lesen und auch das Denken in bestimmten Bahnen geleitet. Die Römer übernehmen das System von den Griechen und verbreiten es im neuen Europa.

Latacz unterscheidet sechs Hauptperioden in der Entwicklung der Grammatik: Ab 700 v. Chr. beginnt die Periode der Entdeckung bei den Rhapsoden in Ansätzen, dann bei den Vorsokratikern, den frühen Rhetoren und natürlich bei den Sophisten und Platon. Bei ihnen finden sich Spuren von Sprachreflexion, die schließlich ab 350 v. Chr. langsam, aber kontinuierlich zu einer Systembildung führen. In dieser ‚Systematisierungsperiode‘ arbeiten Aristoteles, dann die Stoiker und Pergamener und ganz besonders Dionysios Thrax wie auch Apollonios Dyskolos konsequent an der Entwicklung der ersten abendländischen systematischen Muttersprachengrammatik. Latacz bezeichnete die Zeit zwischen 150 v. Chr. und 500 n. Chr. als ‚Übertragungs- und Anpassungsperiode‘, in der Varro, Remmius Palaemon, Donat und am Ende Priscian ohne große Veränderungen die Fremdsprachen- als Muttersprachengrammatik in Rom übernehmen. Es folgt die Periode der Reproduktion, in der Gelehrte, wie Alcuin, Aelfric, Eberhardus Béthune und die byzantinischen Grammatiker die Muttersprachen- als Fremdsprachengrammatiken unverändert übernehmen. Erst um 1450 beginnt, so Latacz, die ‚Observationsperiode‘, die mit der Entstehung der Humanistengrammatik einsetzt (*scientia recte loquendi et scribendi*), zur philosophischen Perspektive der *Grammaire générale* führt und in der deskriptiven synchronischen Großgrammatik des 18. und 19. Jahrhunderts endet, in welcher der Übergang der Schulgrammatik zum Handbuch erkennbar wird. Diese Entwicklung mündet in die ‚Phase der Verwissenschaftlichung‘ (seit 1850), die sich besonders deutlich in den strukturalistischen und transformatorischen Erneuerungsbemühungen der vergangenen Jahrzehnte erkennen läßt, deren Wurzeln unverkennbar in die Antike zurückführen.

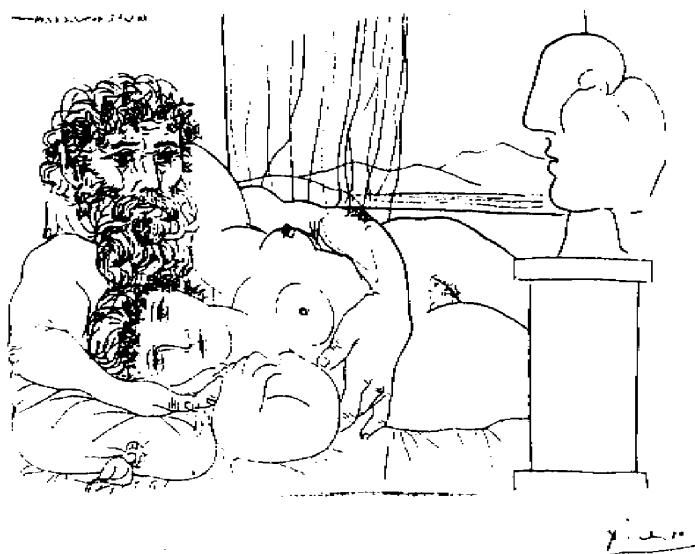
2. In sehr feinsinnigen Gedanken beleuchtete Prof. Dr. Ernst A. SCHMIDT (Tübingen) „Stationen der Wirkungsgeschichte Catulls“.

Wenn die Wirkungsgeschichte eines Dichters mit seinen *Carmina* als das Aufblühen seines Wirkungspotentials in der Geschichte verstanden wird, so erscheint sie als eine Aufgabe, die wahrhaft hermeneutisch zu nennen ist. Zunächst einmal ist sie eine Bereicherung und Verfeinerung des Verständnisses jener Poesie. Zudem fördert sie das Verständnis literaturgeschichtlicher Epochen. Schmidts Vortrag illustrierte im ersten Teil die früheste Catull-Rezeption (Vergils Catalepton) und dann das neulateinische ‚catullische‘ Dichten nach der Wiederentdeckung des Dichters anfangs des 13. Jahrhunderts. Schließlich wurden die weiteren Stationen der Catull-Rezeption bis in die Moderne an einleuchtenden Beispielen interpretiert, wobei auf Formalelemente und Stilmerkmale (besonders schön bei Pontano) ebenso eingegangen wurde wie auf die wunderbare Metaphorik und das erotisch-ästhetische Vokabular. Schmidt zog Interpretationslinien durch die Jahrhunderte und zeigte an den einzelnen Dichtern die erotische Qualität ihrer Verse und die ihnen anhaftende Sinnlichkeit, vom Priapismus bis zum epikureischen Lustgenuß, vom sprachlichen Voyeurismus bis zur poetischen Erotik. Dies alles ist ohne Catulls Oeuvre nicht zu denken.

3. Seinem Vortrag, den viele Kongreßteilnehmer anhand eines ungewöhnlich reichhaltigen und illustrativen Materialpakets mit Genuß und Gewinn verfolgen konnten, gab GP Dr. Roman

PROCHASKA (Graz) den Arbeitstitel „Pygmalion oder die Sinnlichkeit des Intellekts“. Er beinhaltete didaktische Streifzüge durch das Labyrinth der Rezeption.

Gedanklicher Ausgangspunkt waren die Fragen nach dem Wesen und der Problematik des Pygmalion in der Darstellung des Dichters Ovid. Dieser verwandelte den Mythos ins Menschliche, indem er alles, was monströs erscheinen konnte, aussparte und die großen Themen Liebe und Kunst in einer Geschichte zusammenführte. Der Referent brachte eingangs die mythologische und psychologische Erklärung Ovids hinsichtlich der Metamorphose der ‚Kunstfrau‘ seines Bildhauers Pygmalion. Anschließend näherte er sich einzelnen Rezeptionsdokumenten an, wie etwa den beiden Opern von Rameau



und Cherubini, ebenso der Komödie von G. B. Shaw und dem Musical „My Fair Lady“ von A. J. Lerner und F. Loewe, der Operette von F. v. Suppé und dem Bildzyklus von E. Burne-Jones.

Dabei verfolgte Prochaska im Hinblick auf den Schüler drei Ziele: Übung des Dialogs mit poetischen Figuren; Erleben künstlerischer Qualität als ästhetisches Vergnügen; Auffinden einer persönlichen Bedeutung der Idee der Metamorphosen.

Die Veranstaltung überzeugte insofern, als fächerübergreifende Aspekte sich im Thema bündelten und auch deutlich wurde, welche Ausstrahlung einer poetischen Figur, gefunden in der Antike, über Jahrhunderte hinweg in verschiedenen gattungsspezifischen Ausformungen innewohnt.

In Anbetracht der Menge des interessanten Rezeptionsmaterials und der vielschichtigen und hochsensiblen Thematik könnte eher ein Seminar von Fans angesprochen sein als eine ganz gewöhnliche Lateinklasse der Mittelstufe.

V. VARIA

1. Das Angebot war auch beim diesjährigen Kongreß bunt und reichlich. Am Eröffnungsabend referierte StD Dr. Franz BITTNER über „B a m b e r g - S t a d t d e s H u m a n i s m u s“. Prof. Dr. Jürgen WERNER (Leipzig) sprach zur „Griechischen Lexik im Deutschen“, Prof. Dr. Rudolf RIEKS (Bamberg) nahm sich des Themas an: „Livius und Machiavelli - Prinzipien historischen Denkens und politischen Handelns“. Unter Leitung von StD Helmut QUACK und OStD Dr. Herbert MEYERHÖFER fand der Arbeitskreis Neugriechisch statt, und OStD Reinhold KOLLER (Pfaffenhofen) zeigte „Sprachliche Stützmaßnahmen bei den Anfangsautoren“. Schließlich widmete sich die Autorin Dr. Marion GIEBEL dem „Kampf *extra muros*“, indem sie die provokante Frage stellte: „Wem gehört die Antike?“

2. Das bereits dritte Werkstattgespräch (nach Hamburg und Berlin) OFFICINA LATINA unter der bewährten Leitung von Prof. Andreas FRITSCH (Berlin) und Prof. Dr. Klaus SALLMANN (Mainz) hatte die Zielsetzung, dem aktiven Gebrauch der lateinischen Sprache im heutigen Unterricht mehr Raum zu verschaffen.

Ausgehend von den vielfältigen Möglichkeiten eines lebendigen Lateins im Anfangsunterricht führten die Beiträge bis zum universitären Lateinstudium und zur Ausbildung der Lehrer. Praktische Erfahrungen der Referenten trugen wesentlich dazu bei, Chancen, Schwierigkeiten und Grenzen der *Latinitas viva* zu verdeutlichen. Durch die Vorstellung zweier erprobter Modelle durch E. SCHMITT (Rheinland-Pfalz) konnte gezeigt werden, daß die ‚tote‘ Sprache Latein auch als Kommunikationsmittel bereits in der 5. Jahrgangsstufe (mittels kurzer Zwiesgespräche oder bestimmter Übungen unter Verwendung von Stofftieren) Anwendung finden kann. Ferner wurde die Möglichkeit vorgeführt, durch Sprachspiele (*Ludi loquelaes*) und Textbesprechungen (*Colloquia de textibus*) Motivation und aktives Interesse der Schüler am Lateinunterricht zu fördern (Dr. S. ALBERT, Saarland). Der Beitrag von P. Dr. C. EICHENSEER, Saarland, zielte auf die Sprachkompetenz der Lehrer ab. Gefordert wurde, daß der Lehrende notwendigerweise die lateinische Sprache aktiv beherrsche, wenn er sie in lebendiger Weise lehren wolle. Vorgeführt wurden Möglichkeiten des Trainings mit und ohne Gesprächspartner. OStRin U. WAGNER (Erlangen) gab einen aufschlußreichen Bericht über eine Veranstaltung an der Universität Erlangen, in dem Lehrmittel, Ziele und Methoden zur Sprache kamen. Alle Beiträge waren hochinteressant und zeugten von den vielfältigen Aktivitäten und realen Möglichkeiten ebenso wie von der unverwechselbaren Persönlichkeit des einzelnen Referenten. Übertragbarkeit erscheint in den meisten Fällen doch (noch) fraglich.

VI. RAHMENPROGRAMM

1. Öffentliche Vorträge

1.1 Hans MAIER, Professor für christliche Weltanschauung, Religions- und Kulturtheorie an der Universität München, ging in seinem Vortrag „Eine Kultur oder viele? Die Zukunft der Kulturen“ von der These aus, daß bis vor kurzem die Gleichung Kultur = Europa unbestrittene Geltung hatte. Griechisch-römische Überlieferungen dienten in aller Welt als Muster zur Bewertung anderer Kulturen, denn Europa war Zentrum von Wirtschaft, Kunst und Wissenschaft, es war das Produkt langer Geschichte, in der sich als geistiges Fundament die Freiheit gleichberechtigter Menschen bewährte, die voller Entdeckerfreude unterwegs waren. Zudem hatte Europa günstige äußere Bedingungen: eine pluralistische, vielsprachige Staatenordnung ohne länger dauernde Hegemoniebildung von innen, aber mit starkem Behauptungswillen gegen die zahlreichen Eroberer. Ein spannungsreiches Gebilde war das christliche Europa des Mittelalters, das zwar Ansätze gemeinsamen Rechts hervorbrachte, aber sich durch die Auseinandersetzung zwischen Kaiser und Papst erst neu formierte, so daß es zu der europäischen Staatengemeinschaft werden konnte, die sich durch Entdeckungsdrang und Kolonisation auszubreiten versuchte. In langem historischem Prozeß war Europa in der universellen Verflechtung der Völker und Staaten zu einer auf Recht basierenden Zivilisationsgemeinschaft geworden.

Die Bündelung und Ballung der Kräfte dieser europäischen Kultur stand dann schließlich hinter den Missionaren und Kaufleuten, die in aller Welt, mit unsanfter Gewalt, für die Ausbreitung und die Dominanz dieser ‚Ur-Kultur‘ zu sorgen gewußt hatten. Dieses Maßstäbe setzende Europa als

Vormund für andere Völker verlor erst seine Weltmachtstellung durch den 1. Weltkrieg. Kritik und Zweifel an der eigenen Rolle kamen auf.

Im zweiten Teil seines Vortrags skizzierte Maier die augenscheinlichen Entwicklungen von heute:

- Zunächst machte er die Aufkündigung der Loyalität der kolonisierten Völker sichtbar und ihre Absage an den europäischen Universalismus, der den Fortschritt der anderen aufhalte.
- Sodann wird erkennbar, daß die sog. Entwicklungspolitik der westlichen Staaten mit dem Ziel, Standard und Rationalität zu exportieren, die kulturelle Individualität der anderen Völker beiseiteschiebend, insgesamt als Fehlschlag und Mißerfolg zu werten ist.
- Festzustellen ist ferner, daß die Menschenrechte zwar weltweit gelten, aber unterschiedlicher Interpretation unterliegen, da in manchen Kulturen der Gedanke der Personalität und Individualität nicht existiert.
- Am Beispiel der Entdeckung Amerikas zeigt sich die Problematik der Ausbreitung von Kulturen: Ergebnis ist die Zerstörung der alten Kulturen, von Nutzen kann nicht die Rede sein.
- So stellt sich schließlich die Frage nach der Art des Umgangs der Kulturen miteinander in der Berührung und dem Wunsch der Veränderung. Daraus könnten, so Maier, Regeln abgeleitet werden im Hinblick auf eine multikulturelle Gesellschaft, die heutige Problemlage.

Durch die Analyse der gesellschaftlichen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten kam Maier zu dem Schluß, daß in der multikulturellen Gesellschaft ein politisches ‚*E pluribus unum*‘ nicht mehr möglich sei, sondern nur noch Kriterien, wie Quotenregelung, ‚*political correctness*‘ oder diplomatische Formelkompromisse. Ohne das Fundament der Menschenrechte ist das Dilemma der Realisierung politischer Einheit in Anbetracht verschiedenartiger nationaler Kulturen nicht aufzulösen, es sei denn, man glaubte an die europäische Vernunft als ‚Bindemittel‘. Jedenfalls müßten die Menschenrechte neu durchdacht werden im Lichte der heutigen Beobachtungen und Erfahrungen.

Als Fazit stellte Maier fest, daß die kulturelle Hegemonie Europas nicht wiederkehre. Nötig seien deshalb ‚friedliche Eroberungen‘ in Form des Austausches, des Dialoges, der Aneignung durch Nachbildung. Voraussetzung dabei sei, aus den Fehlern zu lernen und den Mut zur eigenen Geschichte zu finden.

1.2 In seinem mit großem Schwung gehaltenen Festvortrag mit dem Thema „Römisches Recht und europäische Rechtseinheit“ nahm Dr. jur. Reinhard ZIMMERMANN, Professor für Bürgerliches Recht, Römisches Recht und Historische Rechtsvergleichung an der Universität Regensburg, einerseits den Europagedanken, Motto des Kongresses in Berlin 1992, andererseits die Aspekte Tradition, Rezeption und Kontinuität - Rahmenbegriffe der diesjährigen Tagung - aus der Sicht des Rechtswissenschaftlers auf.

Zimmermann ging von der augenblicklichen Situation der Rechtswissenschaft aus, die gekennzeichnet sei durch nicht vorhandene Internationalität, aber eingefahrene Partikularisierung, und forderte angesichts der Flut von EG-Normierungen und der Notwendigkeit der Vereinheitlichung der europäischen Zivilrechtskodifikation zunächst die wissenschaftliche Vorbereitung dieses schwierigen Unterfangens. Da Zimmermann eine Besinnung auf die gemeinsamen geschichtlichen Grundlagen der Zivilrechtsordnung der modernen Zeit für wesentlich erachtet, skizzierte er die entscheidenden Stationen der Entwicklung des römischen Rechts, das über das kanonische ‚*ius commune*‘ lange Zeit in Europa gegolten und auch seine Rechtswissenschaft entscheidend geformt hat. Eine gemeinsame europäische Rechtskultur - eine Einheit stiftende Kraft - gab es bereits einmal im römischen „*ius commune*“, das je nach den Bedürfnissen der Zeit aufgenommen, verwissenschaftlicht und rationalisiert



worden sei, ein Vorgang, der die innere Entwicklungsfähigkeit und Flexibilität des Rechtes habe deutlich werden lassen. Am Beispiel der Handhabung des Rechtes durch die Kirche kann die Kontinuität der Wirksamkeit des römischen Rechtes nachgewiesen werden. Auch am Phänomen des ‚common law‘ wird deutlich, daß England niemals von der europäischen Rechtskultur unabhängig war, auch wenn das immer wieder bestritten wurde.

Zimmermann wies überzeugend nach und illustrierte seine Thesen durch Zitate und Fallbeispiele, daß römisches Recht gemeinsame Grundlage unserer Rechtsordnungen ist in der bis heute fortwirkenden Rechtskultur. Aufgabe der Rechtswissenschaft in der augenblicklich notwendigen europäischen Rechtsvereinheitlichung sei der Blick auf die gemeinsamen Wurzeln: Die Kenntnis des römischen Rechts ist dabei unersetzlich. Schlüssel dazu, so Zimmermann, ist die Kenntnis der lateinischen Sprache.

1.3 Zukunft hängt mit Herkunft zusammen. Manche behaupten, sie hänge davon ab. Wie entwickelt sich der Unterricht im Fach Griechisch in einem halben Jahrhundert, an dessen Ende sich (nur) noch drei Prozent der Schüler in Bayern, bundesweit noch wesentlich weniger, mit dem Altgriechischen befassen wollen? Welche Motive hat ein junger Mensch, Lehrer für diese Sprache zu werden, welche Hoffnungen hat er noch nach Jahrzehnten des Unterrichtens? - Der Schriftsteller und Studiendirektor Albert von SCHIRNDING (München) gab dazu Anregungen und Antworten in seinem glänzenden Vortrag „Kam Odysseus nach Ithaka? 50 Jahre Erfahrungen mit dem Humanistischen Gymnasium“.

Er zeichnete anschaulich Stationen aus seiner Biographie und entwickelte parallel dazu die Entfaltung einer großen Liebe: zum Griechischen. Sie war es, die ihn getragen hat über lichte Höhen, aber auch durch schreckliche Untiefen, so wie Odysseus auf seinem gefahrenvollen Weg nach Hause. Schirnding zeigte die ungeheuerlichen Veränderungen auf, denen seine Liebe in diesem halben Jahrhundert in der Schule ausgesetzt wurde: wie man zunächst einmal nur einfach übersetzte, dann aber die Selbständigkeit des Schülers anregend, durch Vertiefung und Konzentration von der Sprache zur Sache tendierte; dann Mitte der sechziger Jahre, wie man durch Reduzierung das Fach zu ‚vermenschlichen‘ suchte; dann, in der Folge von 1968, unter dem Motto ‚Aufklärung, Mündigkeit und Befreiung der Menschen‘ zu einem inhaltlichen Kahlschlag ansetzte; dann mit dem Einsetzen des curricularen Denkens die Ziele des Griechischunterrichts aus der Gesellschaft und der instrumentellen Vernunft abzuleiten gedachte; und schließlich, wie das aktuell vorgeschlagene Problemfeld ‚Mensch und Natur‘ den Weg zu einem ‚Grünen Griechisch‘ vorzeichne.

Der Redner fuhr die Reiseroute nach anhand der eigenen Erfahrungen, er ließ die Frage, ob es sich gelohnt habe, offen. Griechisch lehren, so Schirnding, heißt: Wege bahnen, heißt: hoffen, daß es eines Tages blühen werde.

Ein Vortrag, der manchem der Zuhörer nicht nur die Ohren und Herzen, sondern auch die Augen öffnete, daß außer ‚Legitimationszwängen‘ und ‚Argumentationshilfen‘ auch und gerade heute zwei alte Tugenden dringend nötig sind: die Liebe zur Sache und die Hoffnung ihrer Wirksamkeit. Und natürlich Lehrer, wie von Schirnding.

2. Drei ungewöhnliche A u s s t e l l u n g e n ganz verschiedener Art begleiteten den DAV-Kongreß 1994.

2.1 Die Staatsbibliothek Bamberg präsentierte eine vielbeachtete Ausstellung mit ‚Handschriften antiker Autoren aus der Bamberger Dombibliothek‘, deren reiche Bestände Kaiser Heinrich II. zu danken sind, der die damals aufblühende Domschule fürstlich förderte. Die von ihm zugewiesenen Bände kamen zum Teil aus dem Erbe des sächsischen Königshauses, teils waren es eigene Erwerbungen und Auftragsarbeiten aus bedeutenden Skriptorien. Ausgestellt wurden drei Dutzend Handschriften aus fast tausend Jahren. Die Texte reichten von

Cicero bis Isidor von Sevilla. Besonders erfreute den Besucher die transparente didaktische Aufmachung dieses für einen Altphilologen wertvollen Einblicks in die Herkunft der von ihm geschätzten und gelesenen Texte.

2.2 Die Horaz-Arbeitsgruppe der Universität München unter der Leitung von Prof. Dr. Werner Suerbaum wiederholte die bereits in München gezeigte Ausstellung ‚*Horaz. Disiecti membra poetae*‘ zum 2000. Todesjahr des augusteischen Dichters. Es sollte in Text und Bild deutlich werden, wie vielseitig Horaz war, welche unterschiedliche Würdigung er fand und wie gegenwärtig diese vielschichtige Dichtergestalt auch in der heutigen Zeit ist. Jede der über einhundert Schautafeln hatte ihr eigenes Motto; teils todernst, teils ironisch. Eigentlich hätte sich der Betrachter andächtig und intensiv in die Details der Einzeltafel vertiefen müssen, was aber aus zeitlichen Gründen nicht möglich war. Hilfe für das Verständnis und eine Stütze für das Gedächtnis bieten ein Katalog und drei weitere reichbebilderte Begleithefte mit Texten und Literatur zur modernen Rezeption (Buchners Verlag).

2.3 In einer weiteren ungewöhnlichen Ausstellung öffnete der C. C. Buchners Verlag (Bamberg) unter dem Motto ‚*Habent sua fata libelli*‘ sein reichhaltiges Archiv, so daß anschauliche Beispiele - Zusammenstellung durch J. Lindauer (München) - aus 150 Jahren Verlagsentwicklung und Fortschritt lateinisch-griechischer Fachbuchgeschichte dokumentiert wurden. Die Grammatikentwicklung wurde ebenso deutlich wie die Änderung der Zielvorstellung in den Lehr- und Übungsbüchern. Überzeugend dargestellt wurde im Bereich der Textausgaben der Weg von der ‚nackten Vorlage‘ des Gesamttextes hin zur modernen Textauswahl mit Übersetzungshilfe, Sachinformation, Interpretationsaufgabe und Illustration. So stellt sich Freude ein über einen so innovations- und investitionsbereiten Verlag in schwierigen Zeiten.

3. Der Schlußtag des DAV-Kongresses war wieder den Führungen und Exkursionen vorbehalten.

3. 1. B a m b e r g

Für den aufmerksamen Teilnehmer wurde rasch klar, welche traditionsreiche Stadt mit ihrem kunsthistorisch reichen Umland als Kongreßstätte gewählt wurde. Die sachkundige Führung durch die alte Stadt Bamberg vergegenwärtigte, wie vielfältig dieses „Geschenk des Jahrtausends“ die Zeiten geformt haben zu einem recht menschlich wirkenden modernen Stadtgebilde, in dem der Bürger auch als Fußgänger wieder eine Lebensberechtigung bekommt. Bamberg - ein Gesamtkunstwerk einer mittelalterlichen Stadt mit Kaiserdom, Fachwerkhäusern, Barockpalazzi, sauberen engen Gassen, Ruhe in der angenehmen Fußgängerzone und auffallend freundlichen Bürgern. Zu Recht wurde diese Stadt vor kurzem von der UNESCO in die Liste des ‚Weltkulturerbes‘ aufgenommen.

3.2. Eine der Exkursionen führte zum Kloster B a n z , einer im 11. Jahrhundert gegründeten Abtei der Benediktiner, die sich später zum theologisch-philosophischen Mittelpunkt Frankens entwickelt hat bis zur Säkularisation. Das Kloster liegt an markanter Stelle über dem Maintal. Die Anlage ist barock, die Ausstattung in prunkvollem Rokoko. Es arbeiteten hier J. L. Dientzenhofer und B. Neumann. Am Berghang gegenüber leuchtet die barocke Wallfahrtskirche V i e r z e h n h e i l i g e n , die von B. Neumann im Auftrag F. K. v. Schönborns, des Fürstbischofs von Bamberg und Würzburg, mit hochragender Ockerton-Fassade errichtet, einen der eindrucksvollsten Kulträume des Abendlandes darstellt.

3.3. K l o s t e r E b r a c h wurde im 12. Jahrhundert als Zisterzienserabtei gegründet, schließlich durch die Säkularisation aufgelöst. Die ursprünglich romanische Anlage wurde nach Plänen von J. L.

Dientzenhofer und B. Neumann 1730 vollendet. Ein unvergeßlicher Eindruck: das nach dem Vorbild von Schloß Pommersfelden errichtete Prunktreppenhaus der Abtei und der machtvolle Kaisersaal. Der DAV-Kongreß war auch unter diesem Gesichtspunkt die Reise wert.

4. Musik

4.1. Fachliche Einengung war nicht das Motto des Altphilologenkongresses 1994. Diese Tendenz machte bereits der Begrüßungsabend im Großen Saal der Harmonie des E.T.A. Hoffmann-Theaters deutlich, den das Klavier-Trio der Bamberger Musikschule mit Werken von Haydn und Weber aufs angenehmste umrahmte.

Nicht anders war es am ersten Kongreßtag, an dem das Schülerorchester des Kaiser-Heinrich-Gymnasiums Bamberg die musikalische Einführung bot unter StD Dr. G. Weinzierl, dem es wunderbarerweise gelang, mitten in den Ferien sein Orchester einschließlich Solistin auf die Bühne des Kongreßsaales zu bringen.

4.2. Der lateinische Liederabend mit den *Cantica Latina* von Jan Novák mit einem Bariton der Staatsoper Kassel mußte zwar wegen Erkrankung des Solisten ausfallen. Dafür bot Konrad Weiß, Lateinlehrer und glänzender Musiker, an der Großen Orgel im Hohen Dom zu Bamberg ein eindrucksvolles Konzert mit Werken von Buxtehude, J. S. Bach, Mendelssohn-Bartholdy, Reger und Gigout.

4.3. Den festlichen Ausklang des Kongresses bot ein Konzert der Bamberger Symphoniker in der Kongreßhalle „Sinfonie an der Regnitz“. Das Bläseroktett brachte Werke von F. X. Krammer, C. M. v. Weber, W. A. Mozart und nach der Pause ein Menuett von F. Schubert und das Oktett in Es-Dur op. 103 von L. v. Beethoven zur Aufführung.



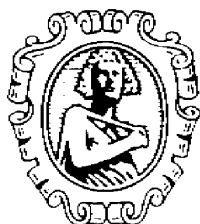
Epilog

BAMBERGER REITER

Durch so viel Formen geschritten,
 durch Wort und Bild,
 Kultur und Tradition,
durch Ich und Wir und Du,
 Legitimationszwang, Argumentationsdruck
 und letztendlich Schlüsselqualifikation,
doch alles blieb erlitten
 und dann nur drei Prozent für Griechisch!
 Ist hier noch eine Kulturnation?
durch die ewige Frage: wozu?

Das ist eine Kinderfrage.
 Gibt es den „neuen Schüler“?
 Oder, nein, es gibt ihn nicht!
Dir wurde erst spät bewußt,
 Latein 2000 Jahre auch Horaz,
 beide nehmen uns in die Pflicht.
es gibt nur eines: ertrage
 Frustration und Aversion und Resignation
 oder Effizienz durch Gags und Motivation?
- ob Sinn, ob Sucht, ob Sage -
 hier die Kunst Pygmalions,
 dort der Schrei im Mund Laokoons!
Dein fernbestimmtes: Du mußt.

Ob Rosen, ob Schnee, ob Meere,
 Varro, Donat oder Priscian?
 Englisch, Griechisch - grünes - oder doch Latein?
was alles erblühte, verblich,
 bleib weiter gelassen, heiter, mit Blick nach vorn!
 Bleib in Erinnerung, Du, Reiter vom Hohen Dom!
es gibt nur zwei Dinge: die Leere
 in dieser sich modisch windenden Zeit
 halten und führen Athen und Rom -
und das von der Antike gezeichnete Ich.



ALFRED SELMAIER, München

Frösche fressen Störche - Thema und Rhema

Die etwas unseriöse Überschrift erinnert an das „Postbote beißt Hund“ der Journalistenschule, wenngleich es hier um etwas anderes geht. Sie soll dieser Glosse - viel mehr soll es hier nicht sein - auch die als neugierige Leser gewinnen, die durch den abstrakten Untertitel allein eher abgeschreckt als motiviert würden, zumal wenn sie der Meinung sind, hier werde nach IC-Analyse, Strukturalismus, Transformationsgrammatik und Dependenzgrammatik wieder einmal eine neue Sau durchs Dorf getrieben, um - früher oder später - auf Nimmerwiedersehen zu entschwinden. Jedoch ist diese dichotomische Opposition, die „fuzzy“ und nicht randscharf ist, keineswegs neu, und das ὑποκείμενον und κατηγορούμενον der alten Griechen oder das *suppositum* und *appositum* des Mittelalters entspricht eher unserem Thema und Rhema als unserem Subjekt und Prädikat.

Der Satz „Frösche fressen Störche“ war im Lateinunterricht der 20er Jahre, vor der Durchforstung des Wortschatzes und vor der Verpönung von Einzelsatz und deutsch-lateinischer Übersetzung, ein beliebtes Beispiel, um grammatische Denkschulung zu betreiben. Der Schüler sollte gezwungen werden, den Satz durch Abfragen zu „konstruieren“ oder, moderner gesagt, das Gemeinte festzustellen. In dem Zwang, das in der Muttersprache Gemeinte präzise zu erfassen, lag sicher ein formalbildender Wert. Mit dem Gemeinten als Ausgangspunkt war für den fleißigen Schüler die Erstellung des lateinischen Textes kein „Ratespiel“ - die Erfolgsmöglichkeiten für die cleveren Rater kamen erst in den höheren Klassen. Doch das sind *Tempi passati*; es geht hier um moderne Linguistik und ihre Vorgeschichte.

Den Satz „Frösche fressen Störche“ hielt ich als junger Schüler für grammatisch nicht akzeptabel, aber doch für ein legitimes Mittel, um damit dumme Schüler hereinzulegen. Für meine Aufgabe hielt ich es, im Lateinischen *ciconiae* voauszustellen entsprechend der uns beigebrachten Konstruktionsordnung. Als junger Lehrer diskutierte ich den ominösen Satz mit einem Kollegen, dem er ebenfalls bekannt war. Wir kamen zu dem Ergebnis, daß er nur in einem bestimmten Kontext akzeptabel sei, etwa so: „Mich stören die Frösche in meinem Garten.“ - „Kauf dir einen Hund!“ - „Frösche fressen Störche (nicht Hunde).“ Das war also Thema und Rhema im Sinne von „bekannt“ und „neu“. Aber wir hatten keine Terminologie dafür. Das psychologische Subjekt bei Hermann Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte (1880), gehörte nicht zum Examensstoff unserer vier Fächer; noch viel weniger kannten wir den Terminus aus v. d. Gabelentz, Die Sprachwissenschaft (1881). Dort wird der Unterschied zwischen „Mit Speck fängt man Mäuse“ und „Mäuse fängt man mit Speck“ bestens erklärt.

Thema und Rhema für psychologisches Subjekt und Prädikat wurden von Hermann Ammann, Die menschliche Rede II (1928) ziemlich beiläufig im Kleindruck vorgeschlagen und bei uns zunächst nicht rezipiert. Sie tauchen aber bald in der Prager linguistischen Schule im Rahmen der funktionalen Satzperspektive auf und werden nach dem Krieg, meist in tschechischer Sprache, ausgiebig diskutiert. Etwa um das Jahr 1970 kommt das Paar wieder in den Westen und trifft dort auf das amerikanische Paar *topic* und *comment*. Hoffnungen auf einen epochalen Gewinn für den Lateinunterricht aus dem schon von tschechischen Forschern begonnenen Versuch, die funktionale Satzanalyse auf eine entsprechende Analyse von Textabschnitten oder eines Textganzen auszudehnen, werden schwerlich in Erfüllung gehen. Das meint ein alter Pensionist aus seiner Erfahrung. 1965 wurde in Münster auf dem Althilologentag die strukturelle Sprachwissenschaft den Lehrern warm empfohlen. Im ersten Drittel der 70er Jahre beherrscht die generative Transformationsgrammatik die für den Gymnasiallehrer einschlägigen Zeitschriften. 1976 tritt die Dependenzgrammatik an deren Stelle, die die lateinischen Lehrbücher am stärksten beeinflusst hat, weil sie mit der traditionell genannten Satzgliedlehre vereinbar ist. Bald nach 1980 ist das Interesse an diesen Zweigen der Lin-

guistik in Deutschland allgemein wie auch bei den Lateinlehrern und den wenigen Latinisten der Universitäten, die sich damit befaßten, rapide geschwunden. Die Gründe dafür sind vielschichtig und können nicht auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden.

Bei dieser Vorgeschichte ist zu erwarten, daß der Versuch, eine auf Thema und Rhema aufgebaute Textgrammatik in den Unterricht einzuführen, auf große Skepsis stoßen wird. Auch die Forschung ist noch im Fluß.

Derzeit wird das terminologische Paar meist mit „bekannt“ (*given*) und „neu“ (*new*) gleichgesetzt. Eine randscharfe Trennung ist hier nicht immer möglich. Es gibt in einem Textganzen, aber auch in einem einzelnen Satz Übergänge und Abstufungen. Es wurde auch eine Dreiteilung mit einem finiten Verb als „Übergangselement“ vorgeschlagen, was vor allem bei kopulativen Verben einleuchtet. Man spricht aber auch vom Thema „als psychologischem oder logischem Ausgangspunkt der Aussage, das zwar nicht *eo ipso* ein *datum* oder *prius notum* ist, aber oft durch einen derartigen „Gegebenheits“-Charakter gekennzeichnet und gestützt wird (Hannah Rosén). Diese Definition leuchtet mir auch deshalb ein, weil damit der Zusammenhang mit der früheren Forschung bei H. Paul und v. d. Gabelentz gewahrt bleibt.

Thema und Rhema beziehen sich zunächst auf Satzglieder im Rahmen der funktionalen Satzperspektive der Prager Schule. Diese ist nicht identisch mit der seit 1830 „traditionellen“ Satzgliedsyntax, die nicht selten ebenfalls „funktional“ genannt wird. Zu ihr ist die heutige lateinische Schulsyntax weitgehend zurückgekehrt, soweit sie sich überhaupt an der modernen Linguistik beteiligt hatte. „Satzpositionen“ und „Füllungsarten“ sind nur neue Termini, wobei Position nicht mit Wortstellung verwechselt werden darf. Thema und Rhema können hier, wie viele Praktiker nicht zu Unrecht meinen, nur Verwirrung stiften. Ich würde sie (wie bei INSTRUMENTUM) nur im Lehrerheft (I 31) bringen und sie nur bei Bedarf verwenden, sei es als Termini oder in gemeinsprachlichen Umschreibungen. Dabei kann man sich auch mit Thema begnügen. Daß ein Bedarf auftreten kann, sollte das Exempel mit den Fröschen zeigen.

Als Beispiele für den Bedarf an diesen neuen Termini sollen im folgenden einige Sprichwörter und Sentenzen gebracht werden. Schon v. d. Gabelentz hat sie für die Untersuchung der „psychologischen Subjekts- und Prädikatsverhältnisse“ als besonders geeignet erklärt, weil bei ihnen die Betonung (der „Hauptnachdruck“) gewöhnlich an den Sinn gebunden ist. Dabei kann jedes Satzglied das Betonte sein. *Fortes fortuna adiuvat* „Die Tapferen sind es, die Glück haben“. In solchen Fällen geht eine wesentliche semantische Nuance verloren, wenn der Lehrer eine Konstruktionsordnung mit dem Subjekt an der Spitze des Satzes herstellen läßt oder in einem Satzmodell *fortes* auf eine tiefere Ebene legt als das Subjekt. Die Sache mit dem Terminus „occasionelle Wortstellung“ abzutun, wäre zu wenig. Es handelt sich um eine Thematisierung (Topikalisierung). Den Terminus sollten die Lehrer kennen, zumal wenn sie für Lehrbücher Originaltexte „adaptieren“ oder „Kunsttexte“ selbst zusammenbasteln. Für die Schüler kann es genügen, wenn der Lehrer beim Vorlesen das Thema durch die Betonung heraushebt und bei der Endübersetzung, wenn irgend möglich, an seiner Anfangsstelle beläßt.

Thema kann jeder Kasus und auch ein Adverb oder Adverbiale sein: *Ultimum* | *canes mordent*. *Minima* | *non curat praetor*. *Parvum* | *parva decent*. *Pecuniae* | *omnia parent*. *Lupo* | *ovem commisiisti*. *Sero venientibus* | *ossa*. „Wer zu spät kommt, bekommt die Knochen“. *Mali principii* | *malus finis*. *Concordia* | *parvae res crescunt*. *Medio* | *tutissimus ibis*. *Male* | *irato ferrum committitur*. „Schlecht ist es, wenn man ...“.

Letzteres Beispiel leitet über zu den etwas anders gelagerten Fällen mit Voranstellung des Prädikats: *Vivitur parvo bene. Dos est magna | parentium virtus.* „Die Tugend der Eltern ist eine große Mitgift“; die Artikel (die bzw. eine) zeigen, was Subjekt und was Prädikat ist.

Zum Schluß sei hingewiesen auf zweigliedrige Minimalsätze, die nur mit den Begriffen von Thema und Rhema analysierbar sind. Sie begegnen dem Lateinschüler kaum in seiner Textlektüre, wohl aber dem aufmerksamen Lateinkundigen im Leben, so besonders dem geschichts- und kunstbeflissenen Reisenden in der Emblematik: *In necessariis | unitas, in dubiis | libertas, in omnibus | caritas. In pace | leones, in proelio | cervi. In vino | veritas. In dubio | pro reo. Ex oriente | lux. Post nubila | Phoebus. Per aspera | ad astra.* Ein Lehrer, der diese Kurzsätze mit der Ansetzung von allerlei Ellipsen in das Prokrustesbett seines Satzmodells pressen wollte, würde ihren ganzen Charme, für den auch Schüler empfänglich sind, zerstören.

RAIMUND PFISTER, Pötschnerstr. 8, 80634 München

Latein, eine schwierige Sprache?

Latein gilt bei unseren Schülern als schwierige Sprache; viele scheitern daran. Was sind die Gründe für die Schwierigkeiten? Am Vokabelschatz kann es nicht liegen, denn trotz eines zur Verfügung stehenden Lexikons kommen viele nicht zum richtigen Verständnis eines lateinischen Textes. Es liegt nahe, daß die besondere Sprachstruktur die Schwierigkeiten macht. Ein Vergleich Latein - Deutsch - Englisch macht das sehr deutlich:¹

<i>Oppidum defendetur.</i>	Die Stadt wird verteidigt werden.	<i>The town will be defended.</i>
<i>Proficiscamur!</i>	Laßt uns aufbrechen!	<i>Let us start!</i>
<i>Fratri auxilio veniam.</i>	Ich werde (will) meinem Bruder zu Hilfe kommen.	<i>I will help my brother.</i>

Schon äußerlich zeigt sich, daß die deutsche und die englische Sprache viel mehr Wörter einsetzen als die lateinische Sprache. Diese ist eine kompakte synthetische Sprache, was vor allem an den Verbalformen deutlich wird. Im Lateinischen können Personen und Tempus, Modus, Genus Verbi in einer einzigen Form enthalten sein, und der Übersetzer muß durch seine Analyse die einzelnen Elemente herausarbeiten. Im Deutschen und Englischen hingegen werden diese Elemente durch besondere Wörter (Personalpronomina, Hilfsverben wie werden, sollen, haben), die man nicht überrennen kann, klar herausgestellt. Eine Analyse ist nicht mehr nötig. Wieviel schwieriger eine richtige Analyse im Lateinischen ist, zeigt bei den Verbalformen z. B. das Phonem /e:/, das verschiedene Morpheme repräsentieren kann.² Es bezeichnet

bei dera-Konjugation	den Konjunktiv Präsens,
bei dere-Konjugation	den Indikativ Präsens,
bei derkonsonantischen und i-Konjugation	das Futur I (mit Ausnahme der 1. Person Singular).

Während im Lateinischen durch ein einziges Phonem innerhalb eines Wortes solche verschiedenen Möglichkeiten offenstehen und vom Leser gedeutet werden müssen, werden diese Möglichkeiten im Englischen und Deutschen durch eigene Hilfsörter auf das Gemeinte eingeschränkt. Nimmt man noch hinzu, daß die Personen im Deutschen und Englischen durch eigene ganze Wörter (Personalpronomina) angegeben werden, während sie im Lateinischen als Endungen in einer Verb-

form „versteckt“ sein können, so ist klar: Lateinische Text zu verstehen, ist schwieriger als englische und deutsche.

Bei den Nominalformen wirkt die Vieldeutigkeit vieler Formen erschwerend. So steht z. B. bei den Maskulina der u-Deklination die Endung *-us* in vier Fällen, bei der a-Deklination die Endung *-ae* in drei Fällen. Solche Vieldeutigkeit gibt es freilich im Deutschen auch. Die Artikel „die“ und „der“ sind nicht eindeutig. Aber im Deutschen ist es schon eine Erleichterung, daß es überhaupt einen Artikel gibt, der darauf hinweist, daß eine Nominalform folgt, und oft bezeichnet der Artikel auch klar den zugehörigen Kasus. Im Englischen ist durch Präpositionen für die obliquen Kasus, durch Plural-s und die weitgehend gültige Stellungsregel: Subjekt, Prädikat, Objekt der jeweilige Kasus klar bestimmt, so daß auch die häufige Verwendung des gleichen Wortes als Substantiv oder Verbum keine Schwierigkeiten macht.

Da es im Lateinischen keine Artikel gibt (für den unbestimmten gibt es gelegentlich Ersatzformen: *agricola quidam*) und auch Personalpronomina im Nominativ fehlen - mit Ausnahme bei besonderer Betonung -, so ist die Verwechslung von Nominal- und Verbalformen durchaus möglich. Die nachfolgenden Formen z. B. können meinen:

<i>legi</i>	1.	dem Gesetz	<i>to the law</i>
	2.	ich habe gelesen, ich las	<i>I have read, I read</i>
	3.	gelesen werden	<i>to be read</i>
<i>ducis</i>	1.	des Führers	<i>of the leader</i>
	2.	du führst	<i>you lead</i>
<i>veniam</i>	1.	Verzeihung ³	<i>pardon</i>
	2.	ich werde kommen (oder Konjunktiv Präsens)	<i>I shall come</i>

An diesen wenigen Beispielen, die sich erheblich vermehren ließen, wird deutlich, wie sehr die gesonderte Setzung von Artikeln oder Personalpronomina und Hilfsverben im Englischen und Deutschen das Verständnis erleichtert.

Die Fähigkeit zu analysieren ist in unserer komplizierten Welt mit ihren vielen komplexen Phänomenen unentbehrlich. Zu den bekannten Gründen, die für ein Erlernen des Lateins sprechen, kommt m. E. nach den vorgetragenen Ergebnissen⁴ ein weiterer Grund: Schulung des analytischen Denkens. Freilich ist die Möglichkeit eines Transfers vom Sprachunterricht auf die Fähigkeit zur Analyse in anderen Lebensbereichen nicht wissenschaftlich einwandfrei nachzuweisen; jedoch ist seine Wirksamkeit auch nicht als Einbildung ganz abzuwerten.

Wenn man unseren Schülern zeigt, was sie beim Übersetzen eines lateinischen Textes Besonderes geleistet haben, kann vielleicht ihr Selbstvertrauen gestärkt und hier und da sogar etwas Freude am Latein geweckt werden.

1 Von Schwierigkeiten bei der Übersetzung in die Sprachen soll hier nicht die Rede sein.

2 Ähnliches gilt für das Phonem /a:/.

3 Die umstrittene deutsche Großschreibung der Substantiva ist für den Schreiber eine Erschwerung, aber für den viel häufiger auftretenden Leser eine große Erleichterung.

4 Ein Vergleich des Lateins mit modernen romanischen Sprachen würde zu den gleichen Ergebnissen führen.

OTTO JÖHRENS, Hardenbergstr. 38, 35578 Wetzlar

Pfeiler im Strom

Philipp-Melanchthon-Stiftung in Tübingen

Allenthalben haben die Altphilologen und mit ihnen die Theologen und überhaupt die Vertreter der Geisteswissenschaften Anlaß, über die Zeitläufte besorgt zu sein, wenn sie die Rolle der Antike im Bewußtsein der Zeitgenossen, auch der gebildeten, analysieren und die Pläne der Bildungspolitiker begutachten, die der Zukunft der Alten Sprachen im Bildungswesen gelten. Stellungnahmen aller Art werden angeregt und realisiert, die dem scheinbar unumkehrbaren Trend gegensteuern sollen. Inmitten all dieser Aktivitäten ist über einen ganz anders gebauten Pfeiler im Strom der Zeit zu berichten, der auf bemerkenswerte Weise unpräzise, aber doch sichtbar errichtet wurde und der sich hoffentlich als standfest erweist. Mit ihm soll denen, die sich nicht bloß im Strom der Zeit mittreiben lassen und auch nicht nur Opposition machen wollen, eine Möglichkeit der besseren Fundierung angeboten werden. Die Rede ist von der „Philipp-Melanchthon-Stiftung“ an der evang.-theol. Fakultät der Universität Tübingen, die dem ideellen und finanziellen Engagement des jüngst emeritierten Neutestamentlers, Judentums- und Hellenismusforschers Prof. Martin Hengel zu verdanken ist.

Melanchthons, des humanistisch-philologischen Lutherfreundes Name ist nicht zufällig gewählt. Mit der Stiftung will Hengel dem Rückgang der sprachlichen Voraussetzung zum sinnvollen Theologiestudium aktiv entgegenwirken, dieser Voraussetzung Halt und Festigung bieten und zur besseren Kenntnis des geistigen Umfeldes und der historischen Bedingungen des Neuen Testaments und des frühen Christentums beitragen. Sprachliche Bildung ist nach Hengels Überzeugung eine unverzichtbare Komponente für die Theologie, die dem Wort verpflichtet ist und deren Arbeit am Wort in Worten erfolgt.

Dafür bietet die Melanchthon-Stiftung seit dem WS 93/94 pro Semester ein Seminar an, das die Teilnehmer durch das Medium der Alten Sprachen, des Griechischen vor allem, später auch des Lateinischen, in die vor- und nichtchristliche Welt der Antike und ihr Denken geleiten soll.

Aber nicht nur Theologen, wenn auch in erster Linie, sind im Seminar willkommen, sondern darüber hinaus alle Interessierten aus anderen Fakultäten, die sich von den antiken Sprachen ansprechen lassen wollen oder dazu die Notwendigkeit empfinden. So hatte das erste Seminar Mitglieder aller Altersstufen - vom Spiritus rector an über Dozenten und Assistenten bis zum niedrigsemestrigen Studenten, und neben den Theologen gab es auch Philologen und einen Juristen. Ein Glücksfall ist es, daß Hengel als Leiter der ersten Seminare mit einem unserer DAV-Großen, nämlich mit Hermann Steinthal, den bestmöglichen *praeceptor* - *Germaniae* möchte man in Anlehnung an den Stiftungs-Heiligen hinzufügen - gewinnen konnte, der allein schon durch seine gewinnende Umgangsart für die Antike einzunehmen imstande ist - ganz zu schweigen von seiner wissenschaftlichen und didaktischen Kompetenz.

Steinthal wählte als erstes Semesterthema „Religiöse Texte aus griechischen Dramatikern“. Anhand ausgewählter Stellen aus allen drei athenischen Tragikern, einmal auch aus Aristophanes, die exakt und mit der notwendigen sprachlichen Klärung übersetzt wurden, ergaben sich aufschlußreiche Vergleiche, Kontraste und Parallelen zwischen jüdisch-christlicher und griechischer Tradition. Auch forderte der Text immer wieder die Synopse des klassischen und des hellenistisch-neutestamentlichen Sprachgewands heraus. Junge Theologen sagten mir, sie hätten großen Gewinn aus den Seminarsitzungen gezogen; mir schien die Verbindung der Spracharbeit mit der Aufdeckung des religiösen Denkens im 5. vorchristlichen Jahrhundert besonders geglückt.

Für das Sommersemester 1994 wurde von Steinthal als Seminarthema Homer und die homerische Welt angeboten, für das WS 94/95 die attische Rhetorik des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr.

Es ist der Wunsch des Stifters, die „Philipp-Melanchthon-Stiftung“ über das Pomerium der großen kleinen Stadt Tübingen hinaus bekannt zu machen und für sie zu werben, und das heißt: für die Alten Sprachen das Interesse und die Kompetenz wachzuhalten und, wenn möglich, durch ein attraktives Angebot bei vielen erst zu wecken und zu fördern. Diesem Wunsch können wir uns vom DAV aus nur *toto pectore* anschließen: Mögen - dank dem verdienstvollen Stifter - möglichst viele neue „Philippisten“ das Banner der Antike hochhalten!

GOTTFRIED KIEFNER, Tübingen

Zeitschriftenschau

A. Fachwissenschaft

Gymnasium 101, 1994, H. 2: G. A. Seeck, Platons „Schweinestaat“ (Politeia 369b5-372d6), 97ff.; J. Christes, Tacitus und die moderatio des Tiberius, 112ff.; O. Meynersen, Humanismus als immer wiederkehrendes europäisches Kulturprinzip, 136ff.; D. Wuttke, Deutscher Humanismus und Entdeckungsgeschichte, 161ff.; J. Kłowski, Die Bedeutung der Antike für die Gegenwart, dargestellt am Aristotelismus, 177-192. - H. 3: H.-G. Schmitz, Die teleologische Textur. Wie Aristoteles der Reduktionstheorie begegnet, 193ff.; W. Unte, Die Gestalt Apollos im Handlungsablauf von Vergils Aeneis, 204ff.; D. Schlinkert zu Raaflaub-Toher: Between Republic and Principate, 258-262. - **Hermes** 122, 1994, H. 2: F. Kudlien, Gedanken zu Archilochos und zu frühgriechischen Ausdrücken für „arm“, 129ff.; L. P. Schrenk, Sappho Fr. 44 and the „Iliad“, 144ff.; R. Gleis, Aristoteles auf dem Parnas. Zu einem Problem im 8. Kapitel der „Poetik“, 151ff.; H. Botermann, Wer baute das neue Priene? Zur Interpretation der Inschriften von Priene Nr. 1 und 156, 162ff.; K. Heldmann, Ovids Sabinus-Gedicht (am. 2,18) und die „Epistulae Heroidum“, 188ff.; J.-W. Beck, Terentianus Maurus: Gedanken zur Datierung, 220ff.; R. M. Frakes, Ammianus Marcellinus XXI 16,7, 253-256. - **Museum Helveticum** 51, 1994, H. 1: 50 Jahre Museum Helveticum, 1f.; D. van Berchem, Souvenirs d'un fondateur, 3f.; H.-G. Nesselrath, Menippeisches in der Spätantike: Von Lukian zu Julians „Caesares“ und zu Claudians „In Rufinum“, 30ff.; R. A. Smith, Epic Recall and the Finale of Ovid's „Metamorphoses“, 45ff.; J. B. Rives, Tertullian on Child Sacrifice, 54-64. - **Philologus** 138, 1994, H. 1: Th. Schmitz, Ist die Odyssee „spannend“? Anmerkungen zur Erzähltechnik des homerischen Epos, 3ff.; A. V. Lebedev, Orpheus, Parmenides or Empedocles?, 24ff.; S. D. Olson, Clouds 537-44 and the Original Version of the Play, 32ff.; H. Bernsdorff, Polyphem und Daphnis. Zu Theokrits sechstem Idyll, 38ff.; D. P. Kuhiak, Aratean Influence in the De consulatu suo of Cicero, 52ff.; M. Hose, Die römische Liebeselegie und die griechische Literatur. Überlegungen zu Poxy 3723, 67ff.; G. Maurach, Horazens Bacchusoden, 83ff.; U. Schmitzer, Ovids Selbstbewußtsein und die Polemik gegen Horaz in der Elegie am. 3,15, 101ff.; M. G. Morgan, Vespasian's Fears of Assassination (Tacitus, Histories 2, 74f.), 118ff.; J. Rüpke, „...in Gedenken for ever.“ Ed. Norden an die Harvardianer A. S. Pease und E. K. Rand (1935-1941), 129ff. - **Rheinisches Museum** 137, 1994, H. 1: H. M. Roisman, Like Father Like Son: Telemachus' κέρδεα, 1ff.; K. Sier, Zum 2. Stasimon des sophokleischen „Ödipus“, 23ff.; R. Kassel, Zu den „Fröschen“ des Aristophanes, 33ff.; J. Holzhausen, Von Gott besessen?, 53ff.; H. Bernsdorff, Die Abfahrt der Argonauten im Hylasidyll Theokrits, 66ff.; W. S. Watt, Eight Notes on Germanicus' „Aratea“, 73ff.; R. Wolters, Eine Anspielung auf Agricola im Eingangskapitel der „Germania“?, 77-96. - **Latein und Griechisch in Berlin und Brandenburg** 38, 1994, H. 1: E. Mensching, Theodor

Mommsen: Zeitungsnachrufe, 41-63; - H. 2.: ders.; H. Diels: „Über den Dichter Lukrez“ (1920), 99-102. - **Die alten Sprachen im Unterricht** 41, 1994, H. 1: M. Ziegelbauer, Latein in der Kirche von heute, 4ff.; M. Giebel, „Nicht für das Leben, für die Schule lernen wir“, 7ff. - **Vox Latina** 30, 1994, H. 116: N. Sallmann, De Horatii carminibus ad Maecenatem sive de amicitia singulari, 155-165. - **Gnomon** 66, 1994, H. 1: J. Rüpke über G. J. Baudy, Die Brände Roms. Ein apokalyptisches Motiv in der antiken Historiographie, 40-43; W. Kullmann, Nachruf J. Th. Kakridis, 81-84 (mit Photo). - H. 2: W. Burkert über D. D. Hughes, Human Sacrifice in Ancient Greece, 97-100; C. Codoñer über N. Gross, Senecas Naturales Quaestiones, 120-123; M. Lausberg über W. Albert, Das mimetische Gedicht in der Antike. Geschichte und Typologie von den Anfängen bis in die augusteische Zeit, 176-179.

ECKART MENSCHING

B. Fachdidaktik

Die Zeitschrift **Anregung** (Heft 3, 1994) enthält einen Beitrag von M. LUDOLPH: „Demokratie bei Platon und Cicero. Ein Vergleich als Beitrag zur politischen Bildung“ (157-167); der Autor untersucht die Abschnitte 555b-563e und 5561-558c im 8. Buch von Platons Politeia und Ciceros Äußerungen im 1. Buch De re publica. Während Platon die Demokratie als eine grundsätzlich verfehlte Verfassungsform ansieht, hält Cicero ihre Reinform für akzeptabel und schließt nicht aus der Entartungsform auf die Verfehltheit der Demokratie als solcher. Bei beiden Autoren sind Freiheit und Gleichheit wesentliche Charakteristika der Demokratie; der Autor stellt nun fest, daß bei Cicero diese Begriffe im Lauf des Gesprächs ihre Bedeutung ändern: „Es ist also, um einmal eine moderne Kategorie auf Cicero anzuwenden, nicht Freiheit von, sondern Freiheit zu etwas gemeint, und man kann es geradezu als Kennzeichen der Entartung der Demokratie bei Cicero ansehen, daß *libertas* nicht mehr als Freiheit zu, sondern als Freiheit von etwas verstanden wird. Ähnlich verhält es sich mit dem Begriff der Gleichheit, denn es geht nicht um das Postulat einer Gleichheit in allen Dingen, sondern in erster Linie um eine Gleichheit der Rechte“ (163f.). - Um das Verstehen der Inhalte lateinischer Texte durch die heutige Schülergeneration geht es M. WENZEL in seinem Aufsatz „Transfer in die Wirklichkeit“ (Teil 1: 168-175). Wenzel kritisiert, daß weder der „formale Transfer“ und auch nicht H. Mundins „existenzieller Transfer“ dem heutigen Jugendlichen die Bedeutung und den Sinn eines lateinischen Textes „für ihn und sein Leben“ näher rückt. Er konstatiert ferner, daß es aus entwicklungspsychologischen Gründen unter Jugendlichen bei einer Reihe von Texten und Genera zu „Vertrautheitsempfindungen“ kommt, in der Mehrzahl der Texte und Themen jedoch zu „Fremdheitsempfindungen“. Für den Transfer in die Wirklichkeit des Schülers empfiehlt er mehrere Schritte: dazu zählt etwa, „daß sich der Lehrer selbst fragt, wie nahe/fern ihm der Inhalt eines zu aktualisierenden/transferierenden Textes steht“, ferner, daß der Lehrer die Schüler ermuntert, „ohne Wertung von seiner Seite her ihre Vertrautheitsempfindungen bzw. ihre Befremdlichkeit und Fremdheitserfahrungen ansatzweise zu artikulieren“ (173); schließlich empfiehlt Wenzel die Konfrontation des lateinischen Textes mit einer analogen modernen Zweitstelle. „Die Bedingungen für diese Zweitstelle sind, daß sie in Form, Sprache, Stil und Inhalt möglichst aus dem direkten oder zumindest indirekten Erfahrungsbereich des Schülers stammt, nicht wiederum einer Motivation bedarf, emotional besetzt ist (werden kann) und keiner weitreichenden Erklärungen in Monologform bedarf.“ (174). - D. LOHMANN übt Kritik an den „Erschließungsmethoden“ in seinem Artikel „Vom Sinn und Unsinn der Konnektorenanalyse vor dem Übersetzen lateinischer Texte“ (176-178) und stellt ein Kompendium kurzer

Grundregeln für ein unmittelbares Übersetzen „am Satzfasden entlang“ zur Debatte. - M. P. SCHMUDE empfiehlt die Ode I 15 von Horaz zur Lektüre, auch wenn sie nicht im Vordergrund prominenter Behandlung steht: „sie kann für die schulische Lektüre gleichwohl in verschiedener Richtung von Interesse sein: Im formalen Bereich ist es der kunstvolle Gesamtaufbau der neun asklepiadeischen Strophen, ihre Anordnung und Gliederung; im inhaltlichen wird es für Schüler nicht ohne Reiz sein, neben den bekannten, berühmten Über-Figuren des Trojageschehens einmal Helden der ‚zweiten Reihe‘ ... zu erleben. Hinzu kommen Berührungen mit früher griechischer Lyrik, insbesondere Bakchylides“ (SCHMUDE: „Horaz, Ode I 15 („Pastor cum traheret...“) und Antonius und Kleopatra in der augusteischen Dichtung: ein Überblick“, 179-185).

„Die Gestalt Apollos im Handlungsablauf von Vergils Aeneis“ ist Gegenstand eines Aufsatzes von W. UNTE in **Gymnasium** (101, Heft 3, 1994, 204-257). Der Autor analysiert 21 relevante Textstellen der Aeneis und registriert, daß die Gestalt Apollos im Vergleich zu Homer „eine Veränderung, Verschiebung und neue Gewichtung ihrer traditionellen Eigenschaften erfahren hat“ (253).

Bekannt ist die Lebensweisheit, daß „jeder seines Glückes Schmied“ sei; weniger bekannt ist, daß dieser Spruch aus einer Sammlung des Appius Claudius Caecus stammt, des berühmten Erbauers von Wasserleitungen und Straßen. W. K. BUCHNER befaßt sich unter dem Titel „Politiker, Bauherr und Reformier“ in der Zeitschrift **Damals** 1994, Heft 6, 26-30, mit diesem vielbeschäftigten Mann, der 279 v. Chr. siebzugjährig starb. - „Nach dem Geschmack des Kaisers: Bohnen à la Vitellius“ werden in der Rubrik „Die Historische Küche“ (51) angeboten; das beschriebene Rezept geht auf Apicius zurück. - Die Ägyptische Gartenkunst als der Ursprung der abendländischen Gartenkunst ist das Thema eines mit beeindruckenden Abbildungen versehenen Beitrags von G. MADER und LAILA NEUBERT-MADER: „Blumen, Bäume und das Wasser waren den Ägyptern heilig“ (Heft 7, 32-39).

B. SCHAUER gibt im Forschungsmagazin der Universität Regensburg **Blick in die Wissenschaft** (3. Jg., 1994, Heft 4, 22-27) einen Bericht über „Antike Randkulturen“ mit dem Untertitel: „Der Einfluß mittelmeerischer Luxuswelten verändert bäuerlich-prähistorische Lebensformen“. Was die Kontakte der Griechen des 8. und 7. Jahrhunderts v. Chr. mit den „Barbaren“ am Rande der Mittelmeerwelt bewirkten, versucht die Prähistorische Archäologie durch Ausgrabungen und vergleichende Forschungen zu ergründen. Sichtbar wird dabei, daß die Luxusgüter städtischer Lebensformen des Vorderen Orients und der Ägäis zusammen mit den dahinterstehenden Wertvorstellungen Begehrlichkeit in den „barbarischen“ Regionen erzeugten, die sich in Handelskontakten, aber auch in Raubzügen entlud.

In der Beilage „Natur und Wissenschaft“ der FAZ vom 6. Juli 1994 berichtet H. RADEMACHER unter dem Titel „Der Vesuv-Ausbruch im Computer. Tödliche Lawine schon nach etwa vierzig Sekunden/Keine Zeit für die Evakuierung“ von der Computer-Simulation einer „plinianischen Eruption“ (damit bezeichnen Vulkanologen einen besonders virulenten Ausbruch). In dem Modell mit zahlreichen Varianten „steigt zunächst die Eruptionswolke senkrecht auf. Schon nach zwanzig Sekunden hat sie eine Höhe von drei Kilometern erreicht. Dann beginnen schwere Partikel aus ihr herauszu-regnen. Sie erreichen nach etwa vierzig Sekunden den Boden und fließen dann als pyroklastischer Strom den Vulkanabhang hinab. Schon eine Minute nach Beginn der Eruption hat sich dieser Strom zwei Kilometer vom Kraterrand entfernt. Innerhalb von fünf Minuten hat er die Ufer des Tyrrhenischen Meeres in sechs Kilometer Entfernung vom Krater erreicht... Die Computersimulation (veröffentlicht von der Arbeitsgruppe um Flavio DOBRAN und Paolo PAPALE in der Zeitschrift **Nature**, Bd. 367, S. 551 und im **Journal of Volcanology and Geothermal Research**, Bd. 58, S. 101) läßt den Schluß zu, daß mit tausenden von Toten zu rechnen ist, wenn der Vesuv jetzt plötzlich und unerwartet in einer plinianischen Eruption ausbräche.“

JOSEF RABL

Buchbesprechungen

Studium Latinum. Latein für Universitätskurse von Gebhard Kurz unter Mitarbeit von Günter Wojacek. Teil 1: Texte, Übungen, Vokabeln. Teil 2: Übersetzungshilfen und Grammatik. C. C Buchners Verlag, Bamberg 1993; DM 24,- u. DM 25,80.

Je weniger Latein an den Schulen gelernt wird, desto wichtiger wird der Lateinunterricht an den Universitäten, für den das hier zu besprechende Buch verfaßt wurde. Die Verfasser schreiben im Vorwort: „Es versucht, in Stoffanordnung und Textauswahl der Situation gerecht zu werden, daß das Lateinische erlernt werden soll - von Erwachsenen, - in einer begrenzten Zeit neben dem Fachstudium, - als sinnvolle Ergänzung des Fachstudiums. Das Unterrichtswerk soll zur Originallektüre hinführen. Deshalb wird schon frühzeitig mit originalen Texten oder Textteilen gearbeitet; auch poetische Texte werden gelegentlich verwendet.“

Das Buch enthält 29 Lektionen. „Alle wichtigen Erscheinungen der lateinischen Grammatik sind bis zur Lektion 25 behandelt, so daß von da an ein Ausstieg bzw. Übergang zur Originallektüre möglich ist.“ Nach meiner Einschätzung sollten diese 25 Lektionen bei 6 Wochenstunden in einem Wintersemester erarbeitet werden können. Die Lektionen 26-28 enthalten Stücke aus Schriften Cäsars, Ciceros und Sallusts, Lektion 29 Partien oder vollständige Gedichte aus den Werken Ovids, Vergils, Catulls und des Horaz.

Jede *Lektion* besteht aus einem Grundtext, der in mehr oder weniger enger Anlehnung an einen Originaltext verfaßt ist, und Übungen. Mit den zunehmenden Kenntnissen der Lernenden wird die Nähe zum Originaltext größer, aber auch noch z. B. in Lektion 23 wird der Text an einzelnen Stellen zu Recht vereinfacht. Die Verfasser haben dabei sehr viel Augenmaß bewiesen, so daß der Lernende diese Texte, unterstützt durch die Übersetzungshilfen, tatsächlich bewältigen kann. Das zu sagen ist um so wichtiger, als der wünschenswerte Grundsatz, in den Übungsbüchern Originaltexte zu verwenden, in vielen Unterrichtswerken zu Lasten der Lernenden und auch der Lehrenden *ad absurdum* geführt wird, insofern als die Kenntnisse der Lernenden keineswegs ausreichen, sie zu übersetzen. Man stellt außerdem in anderen Unterrichtswerken, lateinischen und griechischen, immer wieder fest, daß Texte an interessanten Stellen aus dem einzigen Grund abbrechen, daß der folgende Text im Original, auf das die Verfasser sich mit gläubiger Inbrunst eingeschworen haben, sprachlich zu schwierig ist. (Aus demselben Grund dürften viele interessante Texte, die leicht auf die Bedürfnisse der Lernenden zuzuschneiden wären, gar nicht erst ausgewählt worden sein.) Beide Fehler sind in ‚Studium Latinum‘ vermieden, und das Latein der Verfasser kann sich hören lassen. Um das Buch für die vorliegende Besprechung kennenzulernen, hatte ich am Ende des 1. Semesters an meinen nach einem anderen Buch unterrichteten zweisemestrigen Kurs Kopien der Lektion 23 (nd-Formen) verteilt. Schon kurz nach Beginn des Unterrichts kehrte ich die vorgegebene Reihenfolge um. Zuerst wurden die Übungen erarbeitet, dann der sogenannte Grundtext, der nun viel geringere Schwierigkeiten bot. Dieses Verfahren empfiehlt sich auch in anderen Fällen und könnte sich in einer neuen Auflage auch in der Anordnung der einen oder anderen Lektion niederschlagen. - Zu den vielen Anzeichen der Sorgfalt, mit der dieses Buch verfaßt wurde, gehört die Zeilenzählung der Lektionen, die die tägliche Arbeit erleichtert.

Die *Übersetzungshilfen* zu jeder Lektion finden sich im 2. Teil, können also während der Arbeit am Text ohne Nachschlagen oder Blättern zu Rate gezogen werden. Ein gesondertes Verzeichnis der *Lernvokabeln*, jeweils etwa 40, insgesamt also etwa 1200, macht es dem Lernenden möglich, den unabdingbaren Grundwortschatz schrittweise, Lektion für Lektion, zu erwerben; er muß also weder den Grundwortschatz aus den Vokabeln zur jeweiligen Lektion

aussondern noch ihn nachträglich oder zusätzlich aus einer weiteren, alphabetisch geordneten Liste entnehmen. Zusätzlich ist aber auch diese alphabetische Liste sämtlicher Lernvokabeln beigegeben. Die Übungen zu den einzelnen Lektionen erscheinen als sinnvoll. Den Platz für die Übungsrubrik „Wiederholen Sie die folgenden Vokabeln:“ (es folgen dann 70 bis 90 Wörter in alphabetischer Reihenfolge) hätte man allerdings sparen können. Da das Werk auch das selbständige Erarbeiten des Stoffes ermöglichen soll, werden folgerichtig am Ende des 1. Teils **Auflösungen zu den Übungen** geboten.

Die **Begleitgrammatik** ist ebenfalls auf das selbständige Arbeiten hin angelegt, also hinreichend ausführlich, mit anschaulichen Beispielen, in verständlicher Sprache und typographisch klar. Die Einführung enthält u. a. die nützliche, übersichtliche Abteilung „Die grammatische Terminologie“, in der z. B. die Analyse eines Satzes, unterschieden nach Wortart und Funktion, durchgeführt ist. Hier könnte mit geringem Aufwand größere Vollständigkeit erzielt werden; es fehlt z. B. das Prädikativum, auf dessen Behandlung (S. 22) zumindest verwiesen werden sollte. Wünschenswert wäre u. a. auch eine Übersicht über die verschiedenen Objekte des Lateinischen (und parallel dazu des Deutschen), jeweils mit Beispielen: 1. Genitivobj. 2. Dativobj. 3. Akkusativobj. 4. Ablativobj. (nach *uti, frui* etc. ; auch einige Ablativi separativi sollte man als Objekte auffassen) 5. präpositionales Objekt (*narrare de* etc.); ebenso sollte man die Attribute der beiden Sprachen parallel in einer Übersicht aufführen: 1. adjektivisches Attribut, 2. Genitivattribut, 3. präpositionales Attribut (*proelium cum Tuscis, de amicitia liber*) usw. Insgesamt hätte dieser Teil wenigstens in gewissem Maße den Mangel ausgleichen können, daß eine Begleitgrammatik eben nicht systematisch aufgebaut ist. (Dazu hätten die Verfasser aber deutlicher die moderne Grammatiktheorie in ihre Arbeit einbeziehen müssen. Zu lernen wäre gewesen aus den Arbeiten von H. Happ, z. B. H. Happ, Zur Erneuerung der lateinischen Schulgrammatiken, 1977, aus der Duden-Grammatik von P. Grebe u.a., aus G. Helbig / J. Buscha, Deutsche Grammatik, 1972. Als Vorbild einer didaktisch geschickt angelegten und theoretisch gut durchdachten Grammatik in einer alten Sprache nenne ich E. Hoffmann / H. von Siebenthal, Griechische Grammatik zum Neuen Testament, 1985.) Eine andere oder zusätzliche Möglichkeit wäre, der Grammatik ein systematisches Inhaltsverzeichnis beizugeben. - Die Grammatik enthält eine Reihe guter Übersichten, z. B. eine „Schematische Übersicht über Funktion und Wiedergabe lateinischer Konjunktive“, über die „Grundregeln der lat. indir. Rede“, über „Bedeutungsveränderung bei verschiedener Kasusreaktion“ - Weniger gelungen scheint S. 114, 1.3 die „Tabellarische Übersicht über die Wiedergabe der adverbialen Partizipialkonstruktion“ zu sein, die ohne Beispiele kaum eine Hilfe für den Lernenden ist; in einer 2. Auflage sollte hier Abhilfe geschaffen werden. - Jeder, der Latein unterrichtet, weiß, daß es selbst einem 13-jährigen Deutschunterricht nicht gelingt, die Schüler in das Geheimnis der Anwendung des deutschen Konjunktivs in der Schriftsprache einzuweihen. Spätestens bei der Einführung der indirekten Rede wird dieser Sachverhalt überdeutlich, so daß der Lateinlehrer sich gezwungen sieht, eine Lektion „Gebrauch des deutschen Konjunktivs“ einzuschieben. Diese immer wieder ärgerliche, weil fremde Aufgabe wird ihm nun in diesem Buch schon anläßlich der Behandlung des A.c.I. durch eine anschauliche kleine



Buch- und Offsetdruck – Repro & Buchbinderei

Hauptstraße 47 · 84172 Buch a. Erlbach
Telefon 0 87 09/15 65 · Fax 0 87 09/33 19

Tabelle (die man den Germanisten des Landes vielleicht per Postwurfsendung zustellen sollte) und einige Beispiele (Cicero sagt, er habe wenig Freizeit / Die Freunde sagen, sie hätten wenig Freizeit) erleichtert.- Sehr hilfreich ist bei der Darstellung von grammatikalischen Erscheinungen, die dem Deutschen fremd sind, der Rückgriff auf Bekanntes aus anderen Sprachen. Das Verständnis des N.c.l. z. B. wird durch den Hinweis auf die entsprechende Konstruktion im Englischen erleichtert: *vetamur = we are forbidden; dicitur / dicuntur = he is said / they are said*. Diese Hilfe sollte auch im Fall des A.c.l. gegeben werden, z. B. *I expect him to come*.- Beim Ablat. absol. wird die Fremdheit durch Hinweise auf die Parallelen in den modernen Fremdsprachen und die seltenen Fälle im Deutschen gemildert, z.B. „Ich kenne sie alle, keinen ausgenommen“. - Da die Grammatik den Lernenden doch auch wohl bei der ersten größeren Lektüre begleiten soll, darf in 18, 2.4 ein Hinweis darauf nicht fehlen, daß eine Reihe von Part. Perf der Deponentien, besonders das häufig gebrauchte „usus“, einen Zustand bezeichnen, also gewissermaßen zur Bezeichnung der Gleichzeitigkeit gebraucht werden. - Erschlossen wird die Grammatik durch einen wohlüberlegten, umfangreichen Index. Zwei Beispiele: Der „doppelte Dativ bei esse“ läßt sich unter a) Dativ, b) „doppelter“ Dativ und c) esse finden; der Phalaeeus ist unter a) Elfsilbler, b) Catullischer Elfsilbler und c) Hendekasyllabus zu finden (man sollte wohl vom Elfsilbler wie vom Viersitzer sprechen. Im Index heißt es auch so). Nicht gefunden habe ich im Index - und auch nicht in der Grammatik - den Ablativ bei *uti, frui* etc.

Die Informationen zur Literatur- und Geistesgeschichte etc. sind so verfaßt, daß der Anfänger nicht abgeschreckt wird. So wird das „Dreierbündnis“ erwähnt und in Klammern als „Triumvirat“ erklärt (warum übrigens nicht umgekehrt wie in den anderen Beispielen?); der Titel von Ciceros „*De re publica*“ wird in Klammern übersetzt; „Legat“ wird als „Unterfeldherr“ verständlich gemacht, und der Leser erfährt, daß Lilybaeum heute Marsala heißt. Es wäre im Sinne dieses Verfahrens, wenn S. 9 bei der ersten Bekanntschaft mit den einzelnen Ämtern des *cursus honorum* durch eine Anmerkung auf die Behandlung der römischen Ämterlaufbahn auf S. 42 verwiesen würde.

Auf Abbildungen ist zu Recht verzichtet. Wer Kunstwerke in seinen Unterricht einbeziehen will, dem stehen zahlreiche Diaserien zur Verfügung. Auf den Innenseiten der Deckel und den Vorsatzblättern der Grammatik sind die Flektionsformen tabellarisch zusammengestellt, außerdem u. a. nützliche Übersichten über die Gliedsätze, die Ablativbedeutungen, A.c.l., Abl. abs., Gerundium. Das Übungsbuch enthält an denselben Stellen Karten Italiens, des Imperium Romanum und Roms, die nicht überladen sind. Allerdings hätte man sich doch die Provinzgrenzen eingezeichnet gewünscht. Die Verfasser haben eine große Arbeit geleistet. Es wird dem Leser deutlich geworden sein, daß der Rezensent diesem sorgfältig angelegten Buch, in das offensichtlich die Erfahrung langer Unterrichtspraxis eingeflossen ist, viel Erfolg wünscht und daß die Einwände Verbesserungsvorschläge jemandes sind, der dieses Buch möglichst bald selbst benutzen möchte.

ULRICH VICTOR, Berlin

Friedrich Maier: Antike und Gegenwart, Cicero in Verrem, Kulturkriminalität oder: Redekunst als Waffe. Bamberg, Buchners, 1993. BN 5942.

„Wenn man ein so schönes Buch bekommt, muß der Lateinunterricht doch Spaß machen“, war der Kommentar des für die Lernmittelfreie Bücherei zuständigen Kollegen, als er „Cicero in Verrem“ inventarisierte. Auch die Elftkläßler (L2) zeigten eine ganz unübliche Reaktion, als ihnen die neue Latein-Lektüre gegeben wurde: nicht ablehnende Reserviertheit, sondern neugieriges Interesse an dem schon äußerlich attraktiv gestalteten Bändchen. Der Deminutiv soll nicht abschätzig verstanden werden; vielmehr stellt er ein positives Urteil dar: Die Schüler, die es seit der Lektürephase gewohnt sind, nur Teile der ihnen ausgehändigten lateinischen Schulausgaben zu lesen, hoffen sofort,

daß sich die 22 Textseiten bewältigen lassen, daß sie endlich (!) eine Lektüre von vorn bis hinten lesen werden.

Diese Hoffnung wird nicht enttäuscht; denn nach der kurzen und für Schüler verständlichen, interessanten und erhellenden Einleitung geht es sofort *in medias res*. Schnell wird den Schülern schon im 1. Kapitel die Angst vor dem neuen Autor genommen, denn der üppige *sub-linea*-Kommentar ermöglicht zügiges Lesen. Schnell erkennen sie auch, daß es sich „lohnt“, den Spezial-Wortschatz (27 Einträge) zu lernen. Und schon bei den Fragen zum Text nach den ersten drei Kapiteln wird ihnen klar, daß Stilmittel nicht um ihrer selbst verwendet werden, sondern die Aussage des Textes sinnvoll unterstreichen. Bald macht es ihnen auch keine Mühe, ja sogar Spaß, den Text nicht nur zu übersetzen, sondern auch zu interpretieren.

Die Auswahl der Ausschnitte aus der vierten Rede der *actio secunda* ist so begrenzt, daß wirklich die Höhepunkte erkennbar sind. Wenn Cicero in § 105 (Kapitel 17) sagt: „*Nimum mihi diu videor in uno genere versari criminum*“, die Schüler aber anhand der am rechten Rand angegebenen Paragraphen-Zählung erkennen, daß die §§ 69-104 in ihrer Lektüre „übersprungen“ wurden, so atmen sie erleichtert auf, daß sie sich selbst nicht „*nimum diu*“ mit der langen und dazu vielleicht auch langweiligen Aufzählung von *crimina* derselben Art beschäftigen mußten.

Die fünf ausgewählten Fälle, vom *furtum* gegenüber einer Privatperson (Heius von Messina) bis zum *scelus* an der Stadt Syrakus, der „Schändung des römischen Namens“, bleiben für die Schüler erkennbar, sie „ertrinken“ nicht in einer langen Aufzählung. Die im Vorwort (S. 3) genannten vier Ziele der Lektüre einer Cicero-Rede lassen sich so deutlich herausarbeiten:

„1. Sie bringt etwas von der Persönlichkeit des Autors ans Licht. 2. Sie gibt an einem interessanten und aussagekräftigen Fall einen Einblick in die Antike. 3. Sie läßt die Bedeutung der Redekunst und die Macht des gesprochenen und geschriebenen Wortes erfahren. 4. Sie kehrt menschliche Verhaltensweisen hervor, an denen sich Probleme von dauerhafter Gültigkeit aufzeigen und besprechen lassen.“

Der ebenfalls im Vorwort genannte zeitliche Rahmen (30-35 Unterrichtsstunden) ist durchaus richtig veranschlagt. Nur unter ganz besonderen Umständen sollte man aber die dort eingeräumten Kürzungsvorschläge wahrnehmen, da sonst die Verbrechens-Klimax *furtum* - *avaritia* (der Fall „Haluntium“) - *facinus* (der Fall „Antiochus“) - *nefas* (der Fall „Ceres von Henna“) - *scelus* nicht deutlich genug herausgearbeitet werden kann.

Diese Klimax ist im Lehrerheft (BN 5992) in Form eines Schülerprotokolls dargestellt, das durchaus auch als Interpretationsanregung für die Lehrkraft angesehen werden kann. Das Lehrerheft bietet aber nicht nur Vorschläge für die Interpretation und für Tafelbilder, sondern auch ergänzende Materialien, Prüfungstexte und Literaturhinweise, die aber, obgleich als „Kurzauswahl“ bezeichnet, mit allein 17 Titeln zum Verres-Prozeß den Unterrichtenden wieder einmal schmerzlich bewußt machen, was man alles noch lesen wollte, wenn ...

Doch soll diese Besprechung nicht mit einer Klage enden, sondern mit dem hoffnungsvollen Wunsch, daß in der Reihe ANTIKE UND GEGENWART noch mehr solcher attraktiven Lektüre-Projekte erscheinen mögen.

HANS DIETRICH UNGER, Bad Brückenau

Jean-Christoph Rufin: Das Reich und die neuen Barbaren. Aus dem Französischen von Joachim Meinert. Berlin: Verlag Volk und Welt, 1993. 277 S., 38 DM.

Trotz der deutlichen historischen Anspielungen im Titel mag die Besprechung eines Buches über den Nord-Süd-Konflikt in einem Fachblatt für Altphilologen zunächst ungewöhnlich erscheinen. Der Autor ist Arzt und Politikwissenschaftler, der für die französische Hilfsorganisation „Ärzte ohne Grenzen“ in Ländern Lateinamerikas, Afrikas und Südasiens arbeitete. Diese Erfahrungen spiegeln sich in seinem Buch. Es ist ein,

wie mir scheint, bemerkenswerter Versuch, die weltpolitische Situation nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion einerseits mit fachlicher Kompetenz, andererseits aber auch - wie schon der Titel verrät - mit Hilfe aus der Antike tradierter Denk- und Sprachmuster zu deuten. „Die lateinische Tradition liefert die intellektuellen Werkzeuge, die den gegenwärtigen Wandel der Denkweisen zu fassen vermögen. Die ideologische Umwälzung, die Rom nach der Niederlage Karthagos erlebt hat, ist jener vergleichbar, die heute an die Stelle der Ost-West-Konfrontation einen Gegensatz zwischen Norden und Süden treten läßt.“ (18) Eine ähnliche Beklemmung wie Scipio, der nach dem Fall Karthagos dasselbe Schicksal für Rom befürchtete, kennzeichnet die Situation nach dem Fall der Berliner Mauer: „Eine Zivilisation kann das Vakuum um sie herum nicht lange schauen, ohne vom Gedanken des eigenen Todes erfaßt zu werden.“ (19). Um das Gefühl der Sicherheit wiederherzustellen, bedarf es einer neuen Konstruktion der weltpolitischen Landkarte, einer neuen Perspektive der Geschichte. Für Rom übernahm diese Aufgabe Polybios: Er „erfindet“ das römische Reich, er gibt der Geschichte Roms von Anfang an einen Sinn in der Mission für Frieden und Gerechtigkeit, er konstituiert als erster das Bild der Barbaren, die dem Reich als Masse gegenübertreten, und deren extreme Unterschiedlichkeiten später - wie beim Geographen Pomponius Mela - bis zum Gegensatz von Mensch und Tier zugespitzt werden können. Es ist eine Ideologie der Ungleichheit, der Asymmetrie, wie sie auch heute wieder an die Stelle des Gegensatzes gleichwertiger Mächte tritt: „Kein Zweifel, daß zur Bannung der vom sowjetischen Rückzug hervorgerufenen Angstgefühle dem Süden nunmehr die Rolle der neuen Barbaren zufällt, welche einem Norden gegenüberstehen, der als wiedervereinigt, als imperial, als Wahrer der universellen Werte der freiheitlichen und demokratischen Zivilisation vorausgesetzt wird.“ (21) Dazwischen liegt der „Limes“, eine besondere Form der Grenze, der zunächst der Zivilisation des Reiches ihre Entfaltung ermöglicht, doch zugleich, durch die durch ihn verschärfte Ungleichheit, die wechselseitige Anziehung der Welten fördert, die er trennen sollte.

Nach diesem einleitenden Szenarium entfaltet Rufin die sich zum „Bruch zwischen Nord und Süd“ steigende gegensätzliche Entwicklung der beiden Welthälften. Da ist zunächst eine vordem nicht für möglich gehaltene Rückentwicklung: Galt die Welt bisher seit der Mitte unseres Jahrhunderts als allgemein bekannt und weitestgehend zugänglich, ist in den letzten Jahren eine immer größer werdende Zahl von „*terrae incognitae*“ festzustellen, von abgeschotteten Staaten, Aufstandsgebieten und unzugänglichen Bereichen der Mammutstädte: „Der Gegensatz zwischen dem Norden und den neuen Barbaren gründet auf diesem ersten Gegensatzpaar: auf der einen Seite eine offene, durchlässige Welt; auf der anderen Verslossenheit und Undurchsichtigkeit“ (54). Dazu kommen weitere Gegensätze: Der demographischen Antithese „zahlreich/weniger zahlreich“ verbindet sich aus dem Blick des „stabilen“ Nordens die beängstigende Wahrnehmung des von Migrationen ganzer Völker erschütterten, „entwurzelter“ Südens. „Archipele des Elends“ entstehen, die „Kultur der Armut“ wird ein universelles Phänomen, sie ist „eine nomadische in dem Sinne, wie die Römer die Barbaren sahen: Sie macht die Menschen bereit zum Hereinbranden. Sie hält sie in einem gefährdeten Gleichgewicht, bei dem die Gewalt sie jederzeit in Bewegung versetzen kann“ (95). Anspielungen auf antike Wahrnehmungsmuster als Interpretamente der Gegenwart werden nun seltener: Die Analyse der politischen und ideologischen Entwicklung des Südens nach dem Ende der Ost-West-Konfrontation zeigt eine Welt eigener Art, der die traditionellen Werte und Denkformen des Nordens fremd bleiben; was die Ideologen des Südens vereint, ist der Bruch mit den „griechisch-lateinischen Idealen“ (111). Auf der anderen Seite ist die Ideologie von universeller Einheit, Ordnung und ökonomischer Entwicklung, die östliche wie westliche Politik einmal kennzeichnete, längst auf dem Rückzug. Die Teilung der Welt wird nicht mehr nur hingenommen, sondern verschärft. Dabei bleibt es unerheblich, ob das Bild des Reiches von sich selbst und den Barbaren den Tatsachen entspricht oder auf Selbsttäuschung beruht, wie in der Spätphase des römischen Reiches: „Je mehr beider Ähnlichkeit zunahm, während sich das Reich dem Ende näherte, desto lebendiger und kraftvoller wirkte diese Ideologie der Teilung und des Gegensatzes“ (147).

Nicht Expansionswillen kennzeichnet das Verhältnis des Nordens zu den Gebieten des Südens, sondern ein Desinteresse, das an Strabos Äußerungen über Irland erinnert: Es handle sich hier um Inseln, deren Kenntnis dem Reich weder schade noch nütze, da sie „außer Verbindung mit uns stehen“ (157). Um jede Beunruhigung des Nordens durch politische Katastrophen des Südens zu vermeiden, wird eine Grenzlinie, ein Stabilitätsgürtel, errichtet, die Rufin mit dem antiken Namen „Limes“ kennzeichnet, um sie von bisherigen Frontlinien zu unterscheiden: „Der Zweck des Limes ist nicht die Kriegführung, obwohl er mancherorts zum Schauplatz von Offensiven wird. Der Limes errichtet vielmehr um das Reich herum eine Zone der Stabilität und, sofern möglich, des Friedens: Er ist eine Grenze des Ausgleichs.“ (158) Den heutigen Limes bewachen Küstenwächter in Florida ebenso wie Marseiller Zöllner: Er verläuft an der Grenze zwischen den USA und Mexiko, er durchschneidet das Mittelmeer zwischen Afrika und Europa, durchquert - hier in seiner Linienführung noch unsicher - Asien an der Südgrenze der ehemaligen Sowjetunion. Pufferstaaten wie Mexiko oder die Türkei werden als Zonen der Stabilität gefördert, unabhängig davon, ob ihre innere Entwicklung den demokratischen Standards des Nordens entspricht oder nicht. Gänzlich irreführend im Hinblick auf die von Rufin prognostizierte Limesziehung um Europa ist übrigens die Graphik auf dem Schutzumschlag der deutschen Ausgabe des Buches: Durch weite Teile Südeuropas und an der östlichen Grenze Deutschlands entlang verläuft eine dicke rote Linie. Der „Limes“ ? Ein Versehen? Oder zieht sich das „nördliche“ Europa doch noch enger zusammen, als Rufin vor drei Jahren, als die französische Ausgabe erschien, glauben konnte? Soll nicht schon bald ein lückenloser elektronischer Limes die deutschen Grenzen im Osten vor illegalen Einwanderern sichern ? Noch scheint die politische Geographie im Fluß, die Ideologie der Trennung hingegen bereits verfestigt.

Unter diesen Vorzeichen beschreibt Rufin drei Perspektiven künftigen Handelns, exemplarisch vorgestellt an drei historischen Gestalten: Mark Aurel repräsentiert das Prinzip „Sicherheit“, das die Trennung verstärkt, um wenigstens im Inneren des Reiches Sanftmut und Gerechtigkeit zu erhalten. Jean-Baptiste Kléber, General der Revolutionsarmeen und Nachfolger Napoleons in Ägypten, steht für einen Kampf für „Gerechtigkeit“, für Solidarität und eine universelle Geltung demokratischer Ideale, den kein Sicherheitsbedürfnis unterbinden kann. Roman von Ungern schließlich, der mit einer Schar mongolischer Krieger den Kampf mit dem bolschewistischen Rußland aufnahm, praktiziert den „Aufstand“, die Destabilisierung des Nordens, durch seine radikale Alternative. Die Sympathien Rufins gehören zweifellos Kléber. Handlungsperspektiven, die über die scheinbar unüberwindlichen Grenzen der Limes-Ideologie hinausführen können, erscheinen - bei Gefahr des Scheiterns des Individuums - immerhin noch möglich: „Weiterhin in den Süden gehen, seine Erforschung unentwegt fortsetzen, Zeugnis ablegen, Partei ergreifen, Anstoß erregen.“ (262) Wer sich mit antiken Historikern beschäftigt, muß sich - gerade in der Schule - mit der Funktion politischer Ideologien auseinandersetzen. Das Buch gibt Anstöße dafür, in welche Richtung hier über den Horizont der Antike hinaus weitergedacht und weiterdiskutiert werden könnte. Es ist ein hochinteressantes Beispiel dafür, daß Antikerezeption noch immer ein möglicher Weg ist, sich über die eigene Situation im Verhältnis zu den „anderen“ zu verständigen, nicht im Sinne einer affirmativen Übertragung antiker Erklärungsmuster, sondern in kritischer Auseinandersetzung mit schon einmal erprobten Modellen, deren Problematik aus der Distanz um so deutlicher wird.

HARTMUT SCHULZ, Berlin

Hafner, German: Bildlexikon antiker Personen. München: Artemis & Winkler 1993. 302 S., 78,00 DM (ISBN 3-7608-1085-3)

German Hafners Bildlexikon erfüllte ein wesentliches Bedürfnis bereits, als es 1981 in erster Auflage erschien. Die nunmehr vorliegende überarbeitete und stark erweiterte Ausgabe wird den Erwartungen, die man an ein solches Nachschlagewerk richten darf, noch besser gerecht. Da es sich so um ein im Kern be-

reits bewährtes Werk handelt, mögen hier nur wenige Anmerkungen folgen über einige Eigenheiten des Werks.

Zunächst erscheinen die Kriterien dafür, welche Persönlichkeiten aufgeführt sind, nicht ganz konsequent. Einmal sind einige Einträge offenbar deswegen erfolgt, weil ein Porträt oder eine Abbildung mit der Beischrift eines Namens erhalten ist. Dynamis, Königin des bosporanischen Reiches, Adobogiona, Tochter des Königs Deiotaros, beide nicht einmal im Kleinen Pauly aufgeführt, und so manchen anderen hat Hafner gewiß nur aus diesem Grunde aufgenommen. Das geht sogar so weit, daß es ein Stichwort zu Elpinike, Tochter des Miltiades gibt, und zwar nur deswegen, weil Polygnot ein Verhältnis mit ihr gehabt und gemalten Figuren ihre Gesichtszüge verliehen haben soll. Als Abbildung kann Hafner natürlich nur unzulänglichen Ersatz bieten: ein Vasenbild mit einer Flötenspielerin, die durch eine Beischrift Elpinike benannt wird. Etwas verblüfft hat mich auch die Kürze des Artikels zu „Antialkidas Nikephoros“ : „Um 120 v.Chr. König von Indien. Von ihm sind nur Münzbildnisse bekannt.“ Ein solches folgt denn auch. Andererseits gibt es so manches Stichwort zu Personen, von denen kein Porträt mehr existiert, so zu Catilina, Crassus und anderen. Was nun in diesen Artikeln steht, ist gewöhnlich so wissenschaftlich bedeutend nicht, daß es dem Antikenfreund nicht hätte vorenthalten werden dürfen. Allerdings schreibt Hafner in seinem Vorwort ausdrücklich, das Buch solle nicht nur als Nachschlagewerk benutzt, sondern auch einfach durchgeblättert und gelesen werden, was man gewiß gern tut.

Leider ist es nicht immer ohne Mühe, wenn verschiedene Porträttypen im Text erwähnt werden, sie dann den jeweiligen Abbildungen zuzuordnen, da bei den Abbildungen gewöhnlich der Standort, im Text aber der Fundort angegeben ist. Manchmal hätte ich es mir auch gewünscht, wenn Hafner im Text noch etwas genauer auf verschiedene Bildnisse und Bildnistypen eingegangen wäre, so z.B. bei Alexander d.Gr. Auch findet der Leser nicht nur die *communis opinio* vor. Den Unterschied zwischen griechischen und römischen Porträts verneint Hafner vehement mit dem lapidaren Hinweis: „Alle antiken Porträts ... sind Werke griechischer Künstler.“ In der Osloer Nasjonalgalleriet findet sich ein eigentümlicher Porträtkopf, dessen Bart unten geknotet ist; insgesamt gibt es noch neun weitere Repliken. Eine von ihnen wurde erst 1981 im kleinasiatischen Aphrodisias gefunden, und erst sie brachte durch die Unterschrift „Pindaros“ die Möglichkeit, den Dargestellten zu identifizieren. Nikolaus Himmelmann z. B. geht in der „Antiken Welt“ (24, 1993, 56-58) selbstverständlich davon aus, daß es sich um den Dichter handelt. Vor wenigen Jahren hat Hafner das Porträt Pindaros, im 6. Jht. Tyrann von Ephesos, zugeschrieben, was er hier ohne Kautel wiederholt. Dennoch bleibt das Buch ein außerordentlich nützliches Werk, weil es wichtiges Material bequem zugänglich darbietet.

Zangger, Eberhard: Ein neuer Kampf um Troia. Archäologie in der Krise. München: Droemer Knauer 1994. 352 S., 39,80 DM. (ISBN 3-426-26682-2)

„Eine .. Begabung unvoreingenommener Außenseiter, das Offensichtliche zu erkennen, hat bei Durchbrüchen in der Archäologie - vor und nach Schliemann - schon immer eine große Rolle gespielt“, schreibt Zangger S. 91. Offenbar sieht er sich, von Haus aus Geologe, der an zahlreichen archäologischen Forschungsprojekten in den Ländern um die Ägäis, im Nahen Osten und Nordafrika mitwirkt, in eben dieser Rolle. Bereits 1992 hatte er in seinem Buch „Atlantis. Eine Legende wird entziffert“ die Hypothese entwickelt, hinter Platons Bericht vom versunkenen Atlantis könne sich eine auf ägyptischen Quellen beruhende und durch Übersetzungsfehler leicht, aber folgenswer verzerrte Version der Geschichte vom Troianischen Krieg verbergen (vgl. MDAV 3/92, S. 136).

Im vorliegenden Buch baut er diese Hypothese zu einem umfassenden Bild von den Machtkonstellationen im östlichen Mittelmeerraum während des 2. Jahrtausends v. Chr. und von der Vorgeschichte, dem Verlauf und den Folgen des Troianischen Krieges aus: Troia war eine mächtige Stadt, die wichtige Handelswege kontrollierte. In den ägyptischen Dokumenten sei es als Asija, in Hatti (dem Hethiterreich) als Ahhija, später als Ahhijawa bezeichnet worden. Bereits Ende des 15. Jht.s hätten Troia und verschiedene andere Staaten im Nordwesten Kleinasien beschlossen, eine Allianz einzugehen, vermutlich, um sich gegen Hatti zur Wehr zu setzen. Gemeinsam mit einer Koalition der mykenischen Staaten - der Name Achaia beziehe sich darauf - sei es dieser gelungen, im Handstreich die minoische Vorherrschaft über die Ägäis zu brechen; der „Diskos von Phaistos“ beschreibe die Aufteilung der Mesara im Süden Kretas. Als freilich Achaia auf der Suche nach neuen Rohstoffquellen auch ins Schwarze Meer vorgestoßen sei (Reflex sei die Argonautensage), habe Troia mit seiner Machtstellung an der Durchfahrt provoziert und die Aufnahme im Hafen und damit die Verproviantierung verweigert. Achaia habe darum mit einem kleinen Soldatenkontingent die Stadt überrumpelt und in Schutt und Asche gelegt (Troia VIh; Reflex sei die Zerstörung Troias durch Herakles, die Il. 5,638 ff. geschildert wird). Die „westanatolische Allianz“ sei daraufhin wiederbelebt worden. Troia sei es gelungen, von Hatti die zyprischen Rohstoffquellen zu erobern und den mit Hatti verbündeten syrischen Kleinstaaten einen Denkkzettel zu verpassen (Reflex dieser Kämpfe seien die ägyptischen Berichte von der Invasion der Seevölker). Da habe Achaia sich veranlaßt gesehen, Troias Expansion mit einem umfassenden Heereszug Einhalt zu gebieten. In langen verlustreichen Kämpfen, einer Art Weltkrieg, habe Achaia eine Region der kleinasiatischen Ägäisküste nach der anderen verheert und schließlich Troia selbst zerstört. Der Krieg habe aber nur Verlierer hervorgebracht; denn während der langen Abwesenheit der mykenischen Könige hätten sich vielfach Usurpatoren an deren Höfen etabliert. Auch Achaia sei in inneren Wirren versunken.

Dieser (stark verkürzte) Überblick dürfte deutlich gemacht haben, wieviele gordische Knoten Zangger durchschlägt. Er breitet hierfür eine Fülle von neuen und neuesten Ergebnissen archäologischer Forschung aus; sein Literaturverzeichnis umfaßt deutlich über 350 Titel. Mag mir auch manches Dokument sehr forsch interpretiert erscheinen, muß ich das Urteil hierüber doch den Archäologen überlassen.

Mit Sicherheit nicht akzeptabel ist Zanggers Umgang mit griechischem Mythos und antiker Überlieferung. Aus der Sage vom Argonautenzug lassen sich Rückschlüsse auf lokale Ereignisse kaum ziehen, wird doch in ältester Zeit als ihr Ziel nicht das historische Kolchis, sondern das mythische Aia genannt, wo „die Strahlen der Sonne in goldener Kammer liegen, bei den Aithiopen, am Okeanos“. Nach Strabo und Apollodor sind die zyklischen Mauern von Mykene und Tiryns mit Hilfe von In-

WÜRFELSPIEL "AUF CAESARS SPUREN" zur Bereicherung des Latein-Unterrichts (ausführliche Besprechung im Mitteilungsblatt 1/94, S. 30) DM 45,00		
FALT-TAFEL	Nr. 2310 Lateinische Grammatik	Preis je Tafel: DM 9,00 (Lehrerprüfpreis: DM 6,00, ab 5 Tafeln ohne Berechnung von Versandkosten.)
SCHIEBE-TAFEL	Nr. 1310 Lateinische Konjugation	
	Nr. 1311 Lateinische Deklination	
	Nr. 1312 Stammformen lat. Verben	
	Nr. 1313 Unregelmäßige lat. Konjugation	
	Nr. 1314 Lat. Infinitiv-Konstruktionen	
Alleinvertrieb:		
 SPIELE-BÖRSE		Dessauer Str. 3 34212 Melsungen

genieuren aus Kleinasien errichtet worden. Zangger sieht diese Nachricht gestützt dadurch, daß nach anderen Berichten die „Zyklopen, deren Stammland ebenfalls Kleinasien gewesen sein soll“, beim Bau der Mauern geholfen hätten, und schließt, daß „die letzte Palastbauphase in Griechenland ... Bestandteil eines internationalen Know-how-Transfers“ gewesen sei, „bei dem eine Gruppe von hethitischen und griechischen Konstrukteuren, Architekten und Beratern an verschiedenen Orten tätig wurde“ (S. 206). Daß Strabos Nachricht bloß eine Rationalisierung des Mythos vom Zyklopenbau gewesen sein könnte und so keinerlei eigenen Wert besäße, kommt ihm offenbar nicht in den Sinn. Abstrus wird es schließlich, wenn Zangger Troiaberichte von Quintus von Smyrna, ja von Dares und Diktys und sogar von Joseph von Exeter als „nichthomerische Überlieferung“ vom Troianischen Krieg heranzieht, ohne einen Gedanken darauf zu verwenden, wie diese Überlieferung nicht nur die schriftlosen Jahrhunderte, sondern auch die gesamte Antike gleichsam unterirdisch überdauert haben könnte, ohne irgendwo Erwähnung zu finden, um dann in Spätantike und Mittelalter plötzlich wiederaufzutauchen. Mich wundert angesichts all dessen, daß Zangger die byzantinische „Achilleis“ übersehen hat. In einer von deren Fassungen will der König von Troia - das ist hier Paris, nicht Priamos - Achilleus zu seinem Schwager machen, um so die Not der Belagerung zu lindern. Welche Bereicherung des Bildes von westanatolischer Koalitionsbildung!

Angesichts solcher Merkwürdigkeiten verschlägt es kaum noch etwas, wenn Zangger Teukros, den ältesten König der Troas, und den gleichnamigen Sohn von Telamon und Hesione zusammenwirft (S. 196) und statt „Teukrer“ stets „Teuker“ schreibt, wenn er es als Beleg für den raschen Niedergang Troias nach seiner zweiten Zerstörung ansieht, daß der „Königssohn Paris .. laut Überlieferung die Herden im Ida-Gebirge weidete“, was „den raschen Wechsel von der Feudalgesellschaft zur einfachsten Form bäuerlichen Lebens“ unterstreiche (S.235) - nur tat Paris dies lange v o r dem Troianischen Krieg (den er gar nicht überlebte), als er die Göttinnen zum berühmten Parisurteil empfing -, wenn er schließlich die iulische Familie sich nicht von Aeneas' Sohn Iulus, sondern von Ilos, dem mythischen Urvater von Troia, herleiten läßt (S. 82).

Es mag sein, daß all diese groben Schnitzer nicht den Kern von Zanggers Hypothese tangieren. Es weckt aber Zweifel an seiner wissenschaftlichen Sorgfalt. Gegen den Rundumschlag Deckung zu suchen, den er auf den letzten zwanzig Seiten gegen die Archäologie und im Grunde gegen die gesamte Altertumswissenschaft führt - ihr fehle „noch immer das Rüstzeug einer reifen Wissenschaft“ (S. 279), und sie bedürfe einer Revolution, die ihr natürlich Zangger beschere - , ist also nicht schwer.

Zaicev, Alexander: Das griechische Wunder. Die Entstehung der griechischen Zivilisation. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz 1993. 210 S., 89,00 DM. (ISBN 3-87940-431-3)

Geistige Bewegungen erfaßten die zivilisierte Welt des ersten Jahrtausends von Griechenland bis China. Doch nur in Griechenland - der Autor läßt den Beginn dieser Bewegung mit der geometrischen Kunst einsetzen - führten sie zu einem radikalen Umbruch, der alle Kultursphären betraf. Dies seit Ernest Renan so genannte „griechische Wunder“ zu erklären unternimmt Alexander Zaicev, Professor für Klassische Philologie an der Universität St. Petersburg, im vorliegenden Buch. Es ist offenbar die Übersetzung eines russischen Werkes; leider fehlen hierzu die bibliographischen Angaben einschließlich des Entstehungsjahres.

Für Zaicev waren vor allem folgende Umstände maßgebend:

1. soziale Erschütterungen, die von der Verbreitung des Eisens ausgingen. Leider führt dies Zaicev kaum weiter aus, vielleicht, weil es für ihn ein altbekannter Topos marxistischer Geschichtsschreibung ist.
2. die Struktur der Polis, die dem Bürger eine institutionalisierte Teilnahme an den Regierungsgeschäften ermöglichte und in der Elemente der Stammesdemokratie bewahrt geblieben seien, die die Einwanderer aus ihrer indogermanischen Urheimat mitgebracht hätten.
3. die Zerstörung der strengen Verhaltensnormen für das Individuum, die mit dem Zusammenbruch der mykenischen Welt begonnen und sich im Verlauf der Polisrevolution, die die Herrschaft des Geburtsadels und die Stammesgemeinschaft beendet habe, und während der Kolonisationszeit fortgesetzt habe - nach Zaicevs Auffassung die wichtigste Bedingung des kulturellen Aufschwungs.
4. ein optimistisches Weltgefühl, das heißt, die Überzeugung, daß der Mensch das für ihn denkbare Glück durch eigene Anstrengung erreichen kann, also eine positive Einstellung zu den konkreten Mühen des Alltags.
5. das Streben nach Wettbewerb und öffentlicher Anerkennung, der vielbesprochene agonale Charakter der griechischen Kultur, der vor allem auf Gebieten spürbar gewesen sei, die keinerlei direkte praktische Bedeutung haben: Die Aristokratie strebte nach sportlichen Auszeichnungen; die neuen herrschenden Bürgerschichten hätten dies auf das Gebiet des Intellekts und der schöpferischen Imagination übertragen. Begünstigend habe dabei die Struktur der Polis gewirkt mit ihrem begrenzten Territorium und der verhältnismäßig geringen Zahl von Bürgern, die sich wohl meist persönlich gekannt hätten: da werde sich öffentliche Anerkennung schon bei den ersten Erfolgen schöpferischer Tätigkeit eines jungen Menschen bemerkbar gemacht haben.

Im folgenden zeigt Zaicev, wie sich dies Streben nach öffentlicher Anerkennung vor allem auf dem Gebiet der Wissenschaften, aber auch der Literatur ausgewirkt habe.

Besonderes Interesse erregt gewiß, worin sich das Vorgehen eines russischen Wissenschaftlers, der sich in der abgelaufenen Epoche in relativer Isolation befunden hat - Zaicevs Kenntnis westlicher wissenschaftlicher Literatur ist freilich beeindruckend - , von dem eines westlichen unterscheidet. Mir ist vor allem dreierlei aufgefallen:

1. Zaicev ist sehr stark an Bedingungen und ihren Konsequenzen interessiert (was sich bereits im Thema niederschlägt), am Warum historischer Prozesse und nicht nur am Was.
2. Wohl damit zusammen hängt ein häufig deduktiver Charakter seiner Argumentation: eine These wird anschließend durch Belege erhärtet. Dabei ist diese Beweisführung häufig kumulativ: die Belege sollen durch ihre Fülle wirken; ihre jeweilige spezifische historische Situation scheint mir dabei manchmal etwas zu kurz zu kommen. Allerdings liefert diese Fülle auch immer wieder etwas, was auch im Unterricht der Konkretion und der Anschaulichkeit dienen kann.
3. Zaicev argumentiert mit vielem, was bei uns zu Nachbardisziplinen gehört und Klassischen Philologen nicht unbedingt geläufig ist, der Vor- und Frühgeschichte, der Vorderasiatischen Altertumskunde, der Ägyptologie und anderen, und auch mit Wissenschaften wie der Volkskunde und

der Ethnologie. Auch hier wird ein Lehrer manches finden können, was ihm sonst kaum zugänglich wäre.

Müller, Heinz Martin: Expertenherrschaft oder Mehrheitsprinzip. Politisches Denken am Anfang Europas. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft 1993. 191 S., 48,00 DM (Reihe Geschichtswissenschaft. Bd 32). (ISBN 3-89085-794-9)

Heinz Martin Müller, Kollege an einem altsprachlichen Gymnasium, beginnt seinen Überblick über das politische Denken in Griechenland mit Solon und endet mit Aristoteles. Die Grenzen liefert also die Geschichte der entwickelten Polis: vor Solon „ist die Entwicklung von Städten mit eigenem politischen Zentrum“ zwar „in vollem Gange. ... Doch ... die Probleme der Gesamtheit einer Polis geraten“ noch „eher beiläufig in das Blickfeld.“ (S. 13 f.) In der Zeit des Aristoteles gehen die Poleis im Alexanderreich und danach in Territorialstaaten auf. Gleichzeitig bilden Aristoteles' Gedanken für Müller nicht nur Abschluß, sondern auch Höhepunkt „einer Epoche politischen Denkens, das vor allem die Gegebenheiten im Blick hat, welche den griechischen Stadtstaat kennzeichnen, der im Innern nach dem Willen seiner politisch berechtigten Bürger regiert wird, nach außen weitgehend souverän ist. Es war vermutlich diese fortwährende Auseinandersetzung mit dem deutlich eingegrenzten und immer gleichen Gegenstand der Betrachtung, die hinsichtlich der Fragen menschlichen Zusammenlebens, gemeinsamen Handelns und der Koordination dieser Aktivitäten vielfach zu Ergebnissen geführt hat, die auch heute noch Geltung beanspruchen können“ (S. 184). Gerade letzteres zu verdeutlichen, ist eines der wesentlichen Anliegen von Müller: er stellt nicht nur dar, sondern er diskutiert die jeweiligen Gedankengänge, prüft und wertet weniger von einem philosophischen Standpunkt aus als vor dem Hintergrund antiker und heutiger politischer Praxis - auch dies ein Aspekt, der das Buch für Unterrichtende wertvoll macht.

„Expertenherrschaft oder Mehrheitsprinzip“, diese Pole beschreiben selbstverständlich nur einen Teil der Diskussion, ist doch die Herrschaft von Experten als Postulat erst von Sokrates und dann explizit von Platon begründet worden. Die Begriffe Gleichheit oder Ungleichheit und ihre Problematik durchziehen weit stärker Müllers Darstellung. Nach Solon gilt sie den Tragikern, Herodot, Thukydides, den Sophisten, Sokrates, Platon und eben schließlich Aristoteles. Müllers Ergebnisse hier darzustellen oder sich gar mit ihnen auseinanderzusetzen, fehlt der Raum. Hervorzuheben ist: er geht stets von einzelnen Textstellen aus, die er in einen größeren Zusammenhang stellt, auch durch Vergleiche zu Entwicklungssträngen zu ordnen versucht, und er legt seine Ergebnisse in einer klaren Sprache vor. Dies - nebst seinem Akzent auf politischer Betrachtungsweise - unterscheidet Müllers Buch auch z.B. von Peter Weber-Schäfers „Einführung in die antike politische Theorie“ (Darmstadt 1976, 2. Aufl. 1992), die zudem einen weitaus größeren Zeitraum abdeckt. Schülern als Grundlage für Referate in die Hand geben wird man es nur, wenn man hohe Ansprüche an sie stellen kann. Aber zur Vorbereitung von eigenem Unterricht über die genannten Autoren kann es wertvolle Hilfe leisten.

Knell, Heiner: Die Anfänge des Archaismus in der griechischen Architektur. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz 1993. 35 S., 24,00 DM (Xenia. 33). (ISBN 3-87940-428-3)

Heiner Knell, Professor für Klassische Archäologie an der TH Darmstadt, einem breiteren Publikum bekannt durch seine „Grundzüge der griechischen Architektur“, behandelt in diesem Heft bestimmte Architekturdetails klassischer Tempel, die der archaischen Zeit entlehnt zu sein scheinen oder dort eher ihre Parallele finden als in der Klassik. Den Griechischlehrer bzw. den Leiter einer Klassenfahrt nach Griechenland wird dabei besonders interessieren, was Knell zum Tempel des Apollon Epikurios in Bassai und zum Niketempel auf der Akropolis zu sagen hat; seine weiteren Beispiele sind der neue Tempel der Athena Alea in Tegea und der Tempel der Artemis in Ephesos aus dem 4. Jht. Beim Tempel in Bassai stehe die äußere Erscheinung des Tempels in z.T. drastischem Gegensatz zur eigenwilligen und fast provozierenden Modernität des Innenraums. Ganz im Widerspruch zum

archaischen langgestreckten Grundriß, der eigentlich eine langgestreckte, korridorartige Cella erzwingt, habe der Architekt (nach Pausanias Iktinos) Pronaos und Opisthodom geräumig konzipiert, um die Cella zu stauchen, den hinteren Cellenteil durch eine Säule in der Mittelachse mit dem ältesten korinthischen Kapitell, das wir kennen, abgegrenzt und statt der etagierten dorischen Säulen schlanke ionische benutzt, die er so nah an die Seitenwände rückte, daß für Seitenschiffe kein Platz mehr blieb, und folgerichtig mit diesen verband. Das Ergebnis: die fortschrittlichste Festsaalarchitektur ihrer Zeit. Ähnliches zeige sich beim Niketempel: der Durchmesser seiner Säulen verhält sich zu ihrer Höhe wie 1 : 7,7; und das Gebälk erreicht mehr als ein Viertel der Säulenhöhe. Solche Gedrungenheit und Schwere sei zeitgenössischer Architektur eher fremd; sie dürften vielmehr archaischer Architektur entlehnt sein (wie übrigens auch der Zahnschnitt, der statt des Frieses das Gebälk der Korenhalle des Erechtheion schmückt). Diese (und weitere) archaisierende Details mögen der Altehrwürdigkeit der Kultstätten angemessen erschienen sein; der Tempel von Bassai nimmt zudem auf den archaischen Apollontempel in Delphi Bezug. Knell vermutet ferner ein Bedürfnis, das dem Zeitgeist entspringe: eine in ihrem Selbstverständnis labil gewordene Gesellschaft suche nach neuem - oder besser gesagt: nach altem Halt.

Georgius de Hungaria: Tractatus de moribus, conditionibus et nequicia Turcorum. Nach der Erstausg. v. 1481 hrsg., übers. u. eingel. v. Reinhard Klockow. Köln (usw.): Böhlau 1993. 420 S., 3 Abb., 98,00 DM (Schriften zur Landeskunde Siebenbürgens. Bd 15). (ISBN 3-412-00193-7)

Ausführliche Interviews im Deutschlandradio, im NDR III, im SFB III und anderswo, eine Besprechung unter anderem in der türkischen Tageszeitung „Hürriyet“ - wann geschieht dies schon einmal, wenn eine Ausgabe eines weitgehend unbekannten lateinisch schreibenden Autors des 15. Jht.s erscheint? Unserem Berliner Kollegen Reinhard Klockow ist dies für seine zweisprachige Ausgabe des „Traktats über die Sitten, die Lebensverhältnisse [„condictio“ ist eine spätlateinische Schreibweise für „condicio“] und die Arglist der Türken“ des Dominikaners Georgius de Hungaria zuteil geworden. Der Grund dafür ist so überraschend wie einfach: dem Autor erschien der Islam zunächst von einer moralischen Vollkommenheit, die sein christliches Weltbild erschütterte und ihn zum Grenzgänger zwischen den Religionen und Kulturen werden ließ. Pflichtschuldigst kehrte er freilich wieder in den Schoß der Kirche zurück und verfaßte nun seinen Tractatus, um die anderen Christen davor zu warnen, sich ebenso verführen zu lassen, wie es ihm selbst geschehen war. Die Vorbildlichkeit der Türken, so befand Georgius jetzt, sei nichts als ein vom Teufel inszenierter Schein. Der Türke sei der Antichrist, der die Welt in deren Endzeit für sich einnehme. Er sei das Werkzeug des Teufels für eine neue Christenverfolgung, die nicht mehr auf körperliche Grausamkeit setze, sondern auf die geistige Verlockung.

Georgius de Hungaria - das ist lediglich sein Ordensname, den auch andere trugen; seine wahre Identität ist wohl nicht mehr zu klären - beeindruckt durch die Fülle und Genauigkeit der Informationen, die er über das damalige Osmanische Reich zu liefern vermochte. Geboren 1422/23 in Siebenbürgen, geriet er bei der türkischen Eroberung von Mühlbach (dem rumänischen Sebes) in Gefangenschaft und wurde als Sklave in die Türkei verkauft. Achtmal versuchte er zu fliehen, lebte zum Schluß jedoch 15 Jahre bei einem anscheinend menschenfreundlichen Herrn, mit dem er einen Vertrag schließen konnte, so daß er zu einer vorher bestimmten Zeit gegen eine Ablösesumme freigelassen wurde. Beigesetzt wurde Georgius de Hungaria angeblich neben Fra Angelico in der Kirche S. Maria sopra Minerva in Rom; das Grab ist freilich verschwunden.

Die Ausgabe stützt sich auf den Erstdruck von 1481, bezieht aber die gesamte Überlieferung in die textkritischen Überlegungen ein. Die Filiation sämtlicher Drucke und Handschriften des lateinischen Textes wird in einem Stemma dargestellt, und auch die deutschen Bearbeitungen werden vollständig erfaßt. Die umfangreiche Einleitung befaßt sich in sieben Kapiteln mit der Biographie des Au-

tors sowie mit inhaltlichen, Überlieferungsgeschichtlichen, sprachlichen und textkritischen Fragen des Werks.

Hermann Wiegands Lektüreprojekt „Imago Turcae“ (AU 36,6 (1993) 12-31) könnte durch einen oder mehrere Texte aus Georgius de Hungarias „Tractatus“ deutlich bereichert werden.

HANSJÖRG WÖLKE, Berlin

Hinweis

Colloquium Didacticum Classicum. Nach den Planungen des Internationalen Bureaus des CDC aus den 80er Jahren sollte das 15. Colloquium Didacticum Classicum in Jugoslawien stattfinden. Uns schwebten damals so schöne Kongreßorte wie Dubrovnik oder Split vor. Als dann Jugoslawien zerfiel, glaubten wir noch, Kroatien würde der Teil fürs Ganze sein können. Erste Vorbereitungen dafür hatten 1992 schon begonnen, als offenbar wurde, daß es trotz großer Bereitschaft seitens der kroatischen Kollegen auf absehbare Zeit nicht geht.

Für 1996 stand Spanien bereit, und wir wollten uns schon mit einem vierjährigen Abstand (nach Bari 1992) abfinden. In den letzten Monaten hat sich aber ergeben, daß die Universität von Salamanca uns schon 1995 empfangen kann. So wird das **Colloquium Didacticum Classicum XV Salmaticense vom 19. - 22. April 1995** in Salamanca stattfinden. Das Thema soll lauten: „**Die Beziehungen zwischen dem kulturellen und dem sprachlichen Horizont antiker Texte**“.

Für Spanien besteht konkret die folgende Situation: Der Lateinunterricht in der staatlichen Sekundarschule umfaßt nur noch zwei Jahre zu je 3 Wochenstunden (Griechisch noch weniger) und dies nur für das sogenannte humanistische Abitur (*bachillierato umanistico*). Zur Zeit wird eine Reform diskutiert, die als kleinen Ausgleich 2 Jahre eines Unterrichts in antiker Kultur ermöglicht, diesen allerdings obligatorisch für die gesamte Sekundarschule. Dieser Unterricht muß so attraktiv wie möglich gestaltet werden - und die Verbindung zur Sprache deutlich machen. Unsere spanischen Kollegen sind deshalb daran interessiert, die Entwicklungen und Möglichkeiten in anderen europäischen Ländern kennenzulernen.

Anmeldung wird bis zum 31. 12. 1994 erben. Die Einschreibgebühr beträgt 8000 ptas für Lehrende, 6000 ptas für Studierende. Weitere Auskünfte erteilt: Professor Gregoria Hinojo, Departamento Filología Clásica e Indoeuropeo, Facultad de Filología, Plaza de Anaya 1, E - 30071 Salamanca (Tel: 0034-23-294400; ext. 1701 oder 1769; Fax: 0034-23-294509).

PETER WÜLFING, Institut für Altertumskunde, Universität, 50923 Köln

Diesem Heft liegt der aktuelle Prospekt über die im Reclam-Verlag erschienene „Griechische und lateinische Literatur“ bei, den wir unseren Leserinnen und Lesern zur Beachtung empfehlen.

Die römische Armee

Von Augustus zu Konstantin d. Gr.

Von Yann Le Bohec

Aus dem Französischen übersetzt von Cécile Bertrand-Dagenbach

1993. 304 Seiten mit 40 Tafeln. Kart. DM 78,—

Rezensions-Auszüge der französischen Originalausgabe:

„Römische Geschichte ist ohne Geschichte der römischen Armee nicht länger zu betreiben. Unter Berücksichtigung der literarischen, epigraphischen und archäologischen Quellen wird diese in allen Lebensbereichen (Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur und Religion) des alten Rom untersucht.“

Helvetia archaeologica

„Wir fanden bemerkenswert: das vertiefte Wissen (viele Tabellen) — die Gleichgewichtigkeit der Darstellung (mit zuverlässiger Zusammenfassung für jedes Kapitel) — die Klarheit und Eleganz der Darstellung — der Reichtum an Illustrationen. Dieses Handbuch wird unserem Fach große Dienste leisten.“

Latomus

Alte Geschichte in Studium und Unterricht

Eine Einführung mit kommentiertem Literaturverzeichnis

Von Dankward Vollmer mit Markus Merl / Markus Sehlmeier / Uwe Walter

1994. 205 Seiten. Kart. DM 28,—

Das Buch möchte demjenigen, der sich im Studium oder als Lehrer mit der Alten Geschichte beschäftigt, die wichtigsten Hilfsmittel (Darstellungen, Handbücher, Lexika, Atlanten u.ä.) vorstellen. Nach einer kurzen Einführung in ein Kapitel werden die einzelnen Bücher kurz charakterisiert, oder es wird auf eine Rezension in den einschlägigen Zeitschriften, die der Studierende auf diese Weise ebenfalls kennenlernt, hingewiesen. Ebenso werden die verschiedenen Quellengattungen und ihre Erschließungsmöglichkeiten vorgestellt. Der dritte Teil behandelt mögliche Ausgangspunkte für das tiefere Eindringen in die Probleme und Fragestellungen der Alten Geschichte. Zum ersten Mal wurde in einer althistorischen Einführung auch der Vermittlungsproblematik ein eigenständiges Kapitel gewidmet.



Franz Steiner Verlag Stuttgart

Postfach 10 10 61 — D-70009 Stuttgart

Preisänderungen vorbehalten

J 4044 F

Postvertriebsstück

Gebühr bezahlt

C. C. Buchners Verlag

Postfach 12 69

96003 Bamberg

ratio

Lernzielbezogene lateinische Texte

Begründet von Erich Happ und Klaus Westphalen

Herausgegeben von Wolfgang Flurl und Wilfried Olbrich

Historikerlektüre auf der Oberstufe

Die neue Ausgabe *ratio* 34 ermöglicht sowohl thematische wie auch autorenbezogene Lektüre zu *Livius* und *Tacitus*. Einführungskapitel zur Geschichtsschreibung und zu den beiden Zentralautoren sind ebenso enthalten wie Begleittexte zur thematischen Vertiefung und Aufgaben zur inhaltlichen und sprachlich-stilistischen Erschließung.



Band 34

Römische Gesellschaft im Wandel

Von Reinhard Heydenreich, Clement Utz und Wolfgang Flurl

Textband: 112 Seiten, Best.-Nr. 5864, DM 16,40

Kommentar: 112 Seiten, Best.-Nr. 5884, DM 15,20

C.C. BUCHNER